S. I. A. P. SVZJ
BIBLIOTECA COMUNALE
UDINE
VIA BARTOLINI

Die «Deutsche Adria» Ze
täglich morgens, auch sonnt
in Italien monatlich Lire 25.
natlich RM 3.— zuzüglich R
bühr. Bestellungen aus Italien
im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlags-
ort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich
und von Wehrmachts- und Einsatzdienststel-
len müssen mit dem Leitvermerk: «Durch
Deutsche Dienstpost Adria» versehen wer-
den. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. H./L/44 gültig.

DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest; in Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 20 - Jahrgang 2 | TRIEST, Sonntag 21. Januar 1945 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Grossrazzia in Rom

LISSABON

Alliierte Truppen, Polizei und Panzerwagen mussten aufgeboten werden, um eine wohlbewaffnete und gefährliche römische Gangsterbande auszuheben. Wie am Samstag früh in Rom amtlich bekanntgegeben wurde, richtete sich die umfangreiche Aktion gegen den römischen Distrikt Quarticciolo, in dem kürzlich ein unter dem Namen «Der Bucklige von Quarticciolo» bekannter 17 jähriger Verbrecher niedergeschossen worden war.

Bei dem Vorgehen gegen das Hauptquartier des Banditen wurden Maschinengewehre eingesetzt, wobei eine Frau getötet und drei Kinder und zwei Polizisten schwer verletzt wurden. Zwei der Anführer des «Buckligen» sowie 350 seiner Genossen, konnten verhaftet werden. Die Polizei fand in Höhlen versteckt Diebesgut im werte von Millionen von Lire, sowie zahlreiche Autos aus den Beständen der alliierten Truppen.

Neue Unruhen in Sizilien

MAILAND

Die Unruhen in Sizilien halten, wie aus Rom gemeldet wird, an. Neue Massenkundgebungen haben in Caltanisetta und anderen Städten Siziliens stattgefunden. Die Menge stürmte die Getreidespeicher. Die Polizei war nicht imstande, wirksam gegen die Menge vorzugehen. Auch der Widerstand der sizilianischen Bevölkerung gegen die von Bonomi angeordnete Einberufung der zehn Jahresklassen wächst. Angesichts des Ernstes der Lage berief Bonomi den Staatskommissar der Regierung für Sizilien, Aldisco, zur Berichterstattung nach Rom. Der Kriegsminister und der Staatssekretär des Innern nahmen an diesen Besprechungen teil.

In verschiedenen Universitäten des besetzten Italiens haben, nach Meldung von Radio Rom, Massenkundgebungen der akademischen Jugend zu der angeordneten Einberufung zur Wehrmacht stattgefunden. An der Universität Rom fand eine Versammlung einer grossen Studentengruppe statt, in der die Veröffentlichung der bisher geheimgehaltenen Waffenstillstandsbedingungen gefordert wurde.

Beispiel der hohen Verluste

MADRID

Aus einer Pressemeldung aus Washington geht hervor, dass die nordamerikanische Infanteriedivision «Ost» bei den Kämpfen in den Ardennen 8663 Mann verloren hat. Ihr Bestand betrug 15 000 Mann.

Drei Schwerpunkte der grossen Ost-Schlacht

Grossangelegte deutsche Gegenmassnahmen im Gang
Bedeutender Angriffserfolg östlich des Plattensees

Eigener FS.-Bericht

BERLIN

Die sowjetische Offensive hat, wie zu erwarten war, alle Abschnitte zwischen den Karpaten und Tilsit in den Kampf gerissen, so dass an einer etwa 1 000 km langen Front allenthalben die Kämpfe voll entbrannt sind. Eine Entwicklung zeigt sich insofern, als durch weitere Raumgewinne der Sowjettruppen sich gegenwärtig drei Hauptschlachtfelder abzeichnen.

1. Das Schlachtfeld an der schlesischen Grenze. Es erstreckt sich von den Karpaten über die Räume von Krakau und Tschenstochau bis Kempen. Im wesentlichen ist diese Schlacht nach der Räumung von Krakau stationär, da das vorbereitete deutsche Stellungssystem trotz des Verlustes von Krakau den sowjetischen Angriffen widerstanden hat. Bewegungen zeigen sich nur an beiden Flügeln. Im Südflügel drängen die Sowjets den deutschen Absetzbewegungen zwischen der Ostslowakei und der Weichsel nach, während am Nordflügel ein sowjetischer Vorstoss bis Kempen Raum gewinnen konnte, jedoch sind hier deutsche Gegenangriffe im Gange.

2. Das zweite Schlachtfeld liegt im Grossraum von Litzmannstadt. Hier musste Litzmannstadt selbst geräumt werden und es gelang den sowjetischen Panzerspitzen nach der Eroberung von Kutno bis Tonningen und Leslau vorzustossen. Auf diesem Schlachtfeld tobt eine ausgesprochene Bewegungsschlacht. Die sowjetische Angriffsrichtung zeigt nach Westen auf den Posener Raum hin.

3. Die Schlacht um Ostpreussen. Das Schlachtfeld zieht sich von dem Raum von Ploehnen (Plonsk), nach Osten, südlich an der Masurischen Seenplatte vorbei bis in den Raum von Scharfenwiese (Ostrolenka), biegt dann im Bogen nach Norden um und verläuft über Gumbinnen bis in den Raum von Tilsit. Das ganze Zentrum dieses Schlachtfeldes verhält sich stationär. Der sowjetische Druck liegt an beiden Flügeln, an denen Bewegungskämpfe im Gange sind. Am Südwestflügel gelang es den Sowjets, über Soldau bis Gilgenburg vorzustossen, um damit das historische Schlachtfeld von Tannenberg zu erreichen. In dem östlich daran anschliessenden Abschnitt wurde Chorzele von der Front erfasst. Jedoch gelang es dem Feind nicht, den deutschen Eckpfeiler nordwestlich von Plöhnen einzudrücken. Der sowjetische Stoss zielt hier immer stärker nach Norden.

Wie weit danach Danzig als operatives Ziel dieses Stosses noch in Frage kommt, muss abgewartet werden. Am Nordflügel im Raum von Tilsit hielt der Eckpfeiler von Gumbinnen allen Angriffen stand. Dagegen gelang es den Sowjets, im Raum zwischen Insterburg und Tilsit Raum zu gewinnen. Ihre Panzerangriffe wurden jedoch nordöstlich und nördlich von Insterburg aufgefangen.

Es ist selbstverständlich, dass die grossräumig angelegte und mit stärksten Kräften geführte sowjetische Superoffensive auf der deutschen Seite gleichfalls grossräumige und operativ angelegte Gegenmassnahmen erfordert. Bei aller Anerkennung der sowjetischen Erfolge in taktischer und räumlicher Hinsicht ist man deshalb deutscherseits nicht geneigt, diese Erfolge zu überschätzen.

Schwere Feindverluste

Obwohl die Kämpfe zwischen Plattensee und Donau weder räumlich noch was die Masse der eingesetzten Verbände und die strategische Bedeutung angeht, mit den Kämpfen im ostdeutschen Raum zu vergleichen sind, dürften unsere Erfolge auf diesem Schlachtfeld nicht ohne Wirkung bleiben. Es gelang den deutschen Truppen in einem starken Schwerpunktstoss östlich des Plattensees das tief gestaffelte und stark ausgebaute sowjetische Verteidigungssystem zu durchstossen und die Donau südlich von Budapest zu erreichen. Die im gestrigen OKW-Bericht genannten Zahlen an erbeuteten bezw. vernichteten Panzern, Geschützen und sonstigem Kriegsmaterial lassen erkennen, dass die Kämpfe in diesem Raum doch von einem bemerkenswerten Umfang und einer nicht zu verkennenden Bedeutung sind. Dies gilt insbesondere für die Zahl von über 1400 Panzern und über 1500 Geschützen.

Im einzelnen zeigte die Schlacht im Osten folgendes Bild:

Im oberschlesischen Grenzgebiet griffen die Bolschewisten zwischen Krakau und Tschenstochau beiderseits Warthenau mit starken Kräften nach Westen an, konnten aber gegen zähen Widerstand nur wenig Boden gewinnen. Der Feind trieb darauf weiter nördlich eine Angriffsspitze in den Raum Namslau-Kempen vor, gegen die aus verschiedenen Richtungen Gegenangriffe angesetzt sind. Versuche, durch südlich Litzmannstadt angesetzte Vorstösse den Keil zu verbreitern, scheiterten. Zwischen der Warthe bei Warthbrücke und der Weichsel bei Leslau nach Nordwesten vorgehende schnelle Kampfgruppen sind durch unsere Reserven in erbitterte Kämpfe verwickelt.

Im Raum zwischen Warschau und Soldau entfaltete sich der feindliche Angriff nach Norden. Starke sowjetische Infanterie und Panzerkräfte drangen bis in die Räume von Leutenburg, Gilgenburg, Neidenburg und Chorzele. Auch dieser Ansturm brach sich an zahlreichen Stützpunkten, floss aber infolge des Massenaufgebotes an Menschen und Waffen immer wieder zusammen.

Zwischen Plattensee und Donau

Auch im östlichen ostpreussischen Grenzgebiet schlugen die Durchbruchversuche im Raum von Gumbinnen nicht durch. Zahlreiche Angriffe brachen in schweren Kämpfen zusammen. Besonders hohe Verluste hatten die Sowjets am nordöstlichen Stadtrand von Gumbinnen. Ebenso hart wurde auch nordöstlich Insterburg gerungen. Beiderseits Malwen schlugen unsere Panzer alle Angriffe ab. Nur nordöstlich Insterburg konnten die Bolschewisten ihren Einbruch bis Aulenbach, Kreuzingen und Schillen erweitern. Dort wurden sie aber im Gegenangriff aufgefangen. Nach Norden dehnte der Feind seine Angriffsfront bis Tilsit aus. Ueber die Memel nach Süden vorstossende Kräfte drangen in Ragnit ein. Gegenmassnahmen zur Beseitigung dieses Einbruchs sind eingeleitet.

Den schweren Abwehrkämpfen an den Grenzen Schlesiens und Ostpreussens stehen die erfolgreichen Angriffe unserer Truppen in Ungarn gegenüber. Am Donnerstagmorgen traten unsere Panzer nordöstlich des Plattensees an. Sie durchbrachen die stark gegliederte feindliche Hauptkampflinie und stiessen noch am gleichen Tage bis zum Malomsarvic-Kanal durch. Schon in der darauffolgenden Nacht setzten sie aus ihren Brückenköpfen den Angriff fort, überrannten eilig herangeführte feindliche Verstärkungen und erreichten Freitag früh die Donau. Andere Stossgruppen drangen weiter nördlich vor. Eine erreichte den Sio-Kanal und eine dritte stiess hart südlich Stuhlweissenburg trotz zäher feindlicher Gegenwehr nach Osten durch.

Gegenüber den Schlachten im Osten blieben die Kämpfe im Westen räumlich begrenzt. Die jetzigen britischen Angriffe südwestlich Maaseyck stehen trotz der Zeitverschiebungen im Zusammenhang mit den Schlachten bei Aachen. Bekanntlich hatten die Briten damals die Nordamerikaner die Last der Offensive tragen lassen, waren selbst aber nur in einem kleinen Abschnitt angetreten. Jetzt soll die britische Zweite Armee das Versäumte nachholen und auch in ihren Abschnitt die Rur-Linie erreichen.

Am belgisch-luxemburgischen Frontbogen halten die Nordamerikaner ihren Druck südlich Malmedy und im Wiltz-Sauer-Abschnitt aufrecht. Nachdem der Feind an den Vortagen mit seinen Frontalangriffen gegen unseren vorgeschobenen Stellungsbogen nichts wesentliches erreicht hatte, versucht er nun, ihn durch starke Flankenangriffe zum Einsturz zu bringen. Einzelne Einbrüche wurden jedoch rasch wieder abgeriegelt, oder durch geringfügige Verlagerung der Linien ausgeglichen. Aehnlich war das Kampfbild am Orscholz-Riegel, wo unsere vordringenden Volksgrenadiere dem Feind schwere Verluste beibrachten.

Klar im Vorteil liegen unsere Truppen im Elsass. Bei Reipertsweiler lässt der Widerstand der eingeschlossenen Amerikaner nach. An den Einbruchsstellen in die Maginot-Linie und den Brückenköpfen nördlich Strassburg hat sich die Aktivität unserer Truppen weiter verstärkt. Mehrere Ortschaften wurden befreit. Die einzelnen Brückenköpfe zwischen Seltz und Gamsheim wurden zu einem zusammenhängenden Geländestreifen auf dem linken Rhein-Ufer vereinigt. Die im OKW-Bericht erwähnte Ortschaft Weyersheim liegt auf halbem Wege zwischen dem Rhein und dem Verkehrsknotenpunkt Brumath.

Der Raum der grossen Schlacht im Osten zwischen Tilsit und den Westbeskiden
(Siehe unseren nebenstehenden Bericht)

Bemerkungen zur Lage

Rede zwischen Schlachten

RO. — *Auf den Schlachtfeldern der Westfront mühten sich im Laufe der letzten Woche die Truppen Eisenhowers unter grossen Verlusten gegen den deutschen Angriffskeil in den Ardennen und gegen die vielen anderen einzelnen Vorstösse unserer Verbände, bei denen zahlreiche Ortschaften zurückerobert und die Amerikaner sogar aus einem Abschnitt der Maginotlinie verdrängt wurden. Im Osten standen die Sowjets nochmal auf und warfen das ganze Gewicht ihrer Menschenmassen gegen das Generalgouvernement. Die Schlacht, die entbrannte, zählt jetzt zu den grössten dieses Krieges. Tiefe Einbrüche nach Westen führten einen wilden Bewegungskrieg herbei, dessen Dramatik nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt in Atem hält.*

Aus dem Osten und dem Westen dringt der Kampflärm zu uns, aber der grosse gemeinsame Schlag, um den sich die Roosevelt, Stalin und Churchill seit Teheran bemühen, ist ihnen wieder nicht geglückt. Moskau wartete wochenlang auf das Signal aus dem Westen, aber vergeblich. Eisenhowers Divisionen wurden am 16. Dezember aus ihren Angriffspositionen geholt und fanden seither nicht zur eigenen Initiative zurück. Vergeblich wetterte man im Kreml gegen die oppositionellen Bundesgenossen. An der Lage liess sich jedoch nichts ändern und der für die Sowjettruppen günstige Winter musste genützt werden. So schlug Stalin los, später als in früheren Jahren, aber dank der angloamerikanischen Lieferungen und des Menschenzuschusses aus den unter Sowjetherrschaft geratenen Ländern mit stärkster Kraft.

Churchill, einst der erste, aber nun schon lange der dritte im Komplott gegen Europa, ruhte unterdessen auf seinen griechischen Lorbeeren. Besser gesagt, er ruhte nicht, sondern trat vor das Unterhaus, um sich durch eine längere Rede in die Erinnerung seiner Helfershelfer zu rufen. Der Zeitpunkt war gut gewählt. Einestells überhörten viele im neuen Aufbrausen des gewaltigen Kampfgeschehens, dass nicht alles in seinen Ausführungen so erfreulich klang, wie er es versprochen hatte, und anderenteils gab ihm das Fanfarengeschmetter der Moskauer «Marsch Mut, Berlin»-Reklame frischen Mut zu Erklärungen, die er sich sonst wohl noch überlegt hätte. Ueber die Hälfte seiner Ausführungen waren eine Verteidigung der britischen Politik gegenüber dem Bürgerkrieg in Athen. Er gab dabei mehr von den Greueltaten der Banden in Griechenland zu, als die angeblich so freie angloamerikanische Presse bisher verraten durfte, bemühte sich aber gleichzeitig — um Stalin nicht zu verärgern — die Schuld daran Trotzki zuzuschreiben oder — man lache nicht — gar den Deutschen. Es fragt sich, ob man in England trotz V 1, V 2 und hörbarem Zerfall im Empire noch Humor genug besitzt, um solche Wendungen eines Parlamentsredners zu belächeln, aber es ist doch zu hoffen, dass Churchill an jener Stelle seiner Ausführungen wenigstens einen bescheidenen Heiterkeitserfolg hatte.

Nach diesem peinlichen ersten Teil seiner Rede begann der britische Ministerpräsident dem ererbten Hochmut seiner Zuhörer zu schmeicheln, indem er behauptete, England habe die Aufgabe im Mittelmeer zu befehlen. Es war zugleich der Versuch einer Abgrenzung gegenüber Moskau, das bereits über die Adria hinweg nach Italien greift. War Churchill bereit, die Macht in Italien mit den USA zu teilen, so sieht er sich gezwungen, Jugoslawien ganz Stalin zu überlassen. «Wir haben kein besonderes Interesse an dem politischen Regime, das die Vorherrschaft in Jugoslawien hatte», das war der Abschiedsbrief für König Peter und seine königliche Exilregierung in London. Eine ganze Reihe Hinweise auf eine Welt von Englands Gnaden, wie man sie auf der britischen Insel gerne sehen möchte, gab er von sich. Lediglich das polnische Problem rührte Churchill nicht an. Man kann ihm das nachfühlen, denn in dem Augenblick, wo das von England in seiner Unabhängigkeit und seinem Bestand garantierte Land gänzlich unter die blutige Kontrolle des Bolschewismus zu geraten scheint, muss selbst einem so hartgesottenen Zyniker die Erwähnung des Namens auf der Zunge brennen.

Bemerkenswert war von den Auslassungen Churchills lediglich, dass er seinen amerikanischen Freunden vorwarf, ihre Flotte und ihre Luftmacht seien doppelt so gross als jede andere, sie besässen alles Gold der Welt und strebten nach Oelfeldern und Landgewinn. Dabei entschlüpfte ihm ein Eingeständnis, das festgehalten zu werden verdient. «Geschlagener und ärmer als irgend ein alliiertes Land werden wir aus diesem Krieg wieder auftauchen», diese Bankerotterklärung seiner Politik, die bei jedem Engländer die Frage aufwerfen wird, warum denn England gekämpft habe, ergänzte Churchill mit der scheinheiligen Versicherung, England erstrebe keine Territorien, keine Oelfelder, keine Stützpunkte und wolle nur in Frieden innerhalb seiner Wohnräume leben. Das alles hätte England 1939 haben können, wenn es nicht, verführt von seinen Kriegshetzern, den Krieg vom Zaun gebrochen hätte.

Polen gegen ihre Henker

Unerhörter Terror der Bolschewisten in den von ihnen besetzten Gebieten - Kundgebungen gegen die Sowjetisierung

Eigener FS.-Bericht

PRESSBURG

Während die Sowjetpropaganda in Zusammenhang mit der neuen sowjetischen Super-Offensive wieder den Mund vollnimmt und von einer Befreiung Polens spricht, liegen aus den von den Bolschewisten besetzten Gebieten des ehemaligen polnischen Staates Nachrichten vor, die klar zeigen, wie diese angebliche Befreiung in Wirklichkeit aussieht und wie sich das polnische Volk selbst dazu verhält. Das in Lublin erscheinende Blatt «Glos Lublin» (Die Stimme Lublins), das Sprechrohr der von Stalin eingesetzten polnischen Regierung in Lublin, führt immer wieder Klage über die antibolschewistische Haltung der polnischen Bevölkerung, über Sabotageakte und über den Kampf der antisowjetischen Polen, die in der «Armja Krajowa» und in der «Armja Narodowa» organisiert sind, gegen die Sowjettruppen. Kürzlich berichtete «Glos Lublin», dass die antisowjetischen Polen auch grössere Operationen unternehmen und die Bolschewisten dadurch empfindlich schädigten. In der betreffenden Meldung hiess es u. a. wörtlich: «Die Kämpfer der «Armja Krajowa» gehen zu grösseren Aktionen über.

Durch ihr unmenschliches Regime in den besetzten Gebieten des ehemaligen Polen provozieren die Bolschewisten die unterjochte Bevölkerung, sich zu wehren und in ihrem Verzweiflungskampf alle Mittel anzuwenden. Ueber die sowjetische Blutherrschaft in Galizien wird jetzt von sowjetischen Kriegsgefangenen berichtet, dass ein grosser Teil der Bevölkerung von Przemysl von den Bolschewisten in der letzten Zeit buchstäblich ausgerottet worden sei. In den letzten drei bis vier Monaten seien demnach im Nordteil von Przemysl, der eine vorwiegend polnische Bevölkerung aufwies, mindestens fünftausend Polen hingerichtet worden. Im Südteil von Przemysl sind siebentausend Ukrainer erschossen worden.

Dieser unerhörte Terror in Przemysl werde von einem gewissen Paradysz geleitet, der früher Angestellter einer jüdischen Firma war und auch in dem schon seit längerer Zeit unter bolschewistischer Besetzung stehenden Warschauer Vorort Praga auf dem rechten Weichselufer unter der Bevölkerung eine Schreckensherrschaft ausübte. Das gleichfalls in Lublin erscheinende Blatt «Rzeczpospolita» berichtet darüber, dass es kürzlich bei einer von den Bolschewisten in Praga veranstalteten Kundgebung zu Zusammenstössen zwischen radikalen Elementen (womit die Kommunisten gemeint sind) und Anhängern der Bauernpartei gekommen sei. Nachdem ein Redner «im Namen des polnischen Volkes» den Anschluss Polens an die Sowjetunion verlangt hatte, protestierten die Anhänger der Bauernpartei dagegen durch Rufe wie: «Wir wollen keine Diktatur! Kolchose bedeutet Sklavenarbeit!» usw.

Dieses Verhalten der Anhänger der Bauernpartei führte zu blutigen Zusammenstössen. Dies gab dem bolschewistischen Stadtkommandanten Anlass, sofort zahlreiche Teilnehmer der Kundgebung verhaften zu lassen und eine Untersuchung einzuleiten. Dass diese Untersuchung schon in wenigen Tagen mit einer grossen Zahl von Liquidierungen und mit der Verschickung hunderter Anhänger der Bauernpartei zu Zwangsarbeit endete, verschweigt «Rzeczpospolita».

Italiens kritische Finanzlage

MAILAND

Der Aussenminister der Bonomi-Regierung De Gasperi erklärte, Radio Rom zufolge, auf der letzten Ministerratssitzung, dass sowohl die alliierte Kontrollkommission wie auch die Botschafter der alliierten Mächte in Rom über den ausserordentlich ungünstigen Stand der Finanzlage Italiens unterrichtet worden seien. Um den vollständigen wirtschaftlichen Zusammenbruch und ein Währungschaos zu verhindern, sei, so fuhr er fort, eine unverzügliche Aufhebung der Italien im Waffenstillstandsabkommen auferlegten Besatzungskosten erforderlich.

«Entsetzliche V 2»

Neue Einzelheiten über die Wirkung der deutschen Vergeltungsschläge

MADRID

Ein nach langjährigem Aufenthalt in England in Madrid eingetroffener Diplomat betonte bei seiner Ankunft Freunden gegenüber, wie erleichtert er sei, nicht mehr nach London zurückgehen zu müssen. Er habe die letzten 80 Tage erlebt, in denen nach der kurzen Pause, die man leichtsinnigerweise für das Ende gehalten habe, die enorme Verstärkung der deutschen Vergeltung durch das Hinzukommen der entsetzlichen V 2 das Leben in London vollends unerträglich gemacht habe. Seit nun 80 Tagen fielen täglich Hunderte von V-Geschossen auf London. Es werde gar kein Luftalarm mehr gegeben. In den Stadtteilen, in denen man die Explosionen der sich nähernden Geschosse erwarte, würden nur noch rote Leuchtkugeln abgeschossen, worauf jeder schnellsten Schutz suche.

«Es gibt heute in England kaum ein Geheimnis, das so streng gehütet wird wie die Wirkung und der Ort des Einschlages der deutschen V-Geschosse», erklärte eine nach Gibraltar zurückgekehrte Engländerin. Die scharfen Einschränkungen für Reisende von England nach dem Ausland werden mit der Notwendigkeit einer Geheimhaltung der V-Waffen-Wirkung begründet, Personen, die nicht als unbedingt zuverlässig gelten, wird eine Ausreisegenehmigung nicht erteilt, auch wenn es sich um Angehörige alliierter Nationen handelt. Die Luftreisenden aus London können in den meisten Fällen nicht angeben, von wo ihre Maschine gestartet ist. Sie wissen nur, dass es nicht in London war. Die Fluggäste werden bei Nacht und Nebel in Autobussen stundenweit auf unbekanntes Feld geführt, wo sie dann eine Maschine erwartet. Die Einschlagstellen der V-Geschosse werden in kilometerweitem Umfang abgesperrt, so dass die nicht betroffene Bevölkerung nur noch die Peripherie-Wirkung sieht, die sehr häufig mit alten Ruinen zusammenfällt.

Die Berner Zeitung «Volkswacht» bringt einen ausführlichen Bericht über die Erlebnisse der Schweizer Vertreter bei den Verhandlungen des Parteitags der Labour-Partei in London. In diesem Augenzeugenbericht heisst es über den V-Beschuss u. a. wörtlich: «London leidet sehr unter dem Beschuss durch V 1 und V 2. In London sind heute mehrere hunderttausend Häuser vollkommen zerstört. In den Untergrundbahnhöfen sind eine Million Notbetten aufgestellt, sie werden jede Nacht, ohne dass der Verkehr der Untergrundbahn unterbrochen wäre, von einer Million Londoner als Ruhestätte benutzt.»

Eine Wahl ohne Qual

Von Dr. Hermann Pirich

TRIEST

Der Engländer ist in einer genauso wenig beneidenswerten Lage wie wir Deutschen. Das hat sich inzwischen längst herumgesprochen und bedarf gar nicht erst einer näheren Erörterung. Aber um eines, das er uns voraus hat, beneiden wir ihn immer wieder. In einer glücklichen Stunde muss er den Stein der Weisen gefunden haben, mag es sich auch gewiss nicht um das kostbare Original handeln, sondern nur um einen schäbigen Kieselstein. Mit diesem Kieselstein der Weisen in der Westentasche globetrottet er im Ausland herum. An einem unsichtbaren Halfter führt er hinter sich den berühmten «Esel, streck dich!» einher, und sobald sein Kieselstein der Weisen in der Westentasche zu rotieren beginnt und damit anzeigt, dass sich an Ort und Stelle eine noch verborgene Quelle politischer Vorteile befindet, ruft er seinen Esel beim vollen Namen, und schon kehrt das freundliche Tier unter förmlich konvulsivischen Zuckungen sein Innerstes nach aussen.

Eitel Glück und Wonne verbreitet sich allsogleich ringsum. Allerdings ist dieses «Ringsum» immer nur ein *ganz kleiner Kreis*, während ausserhalb von ihm die Gesichter *noch länger* werden, als sie sowieso schon waren. Aber dieser kleine Kreis, der stets ein Kreis der Einflussreichen und Mächtigen ist, sorgt dann schon skrupellos dafür, dass die Masse nicht stillos aus dem Reigen tanzt, den er für England anführt. Wie besonders Griechenland in jüngster Zeit beweist, erinnert so ein Reigen zwar durchaus nicht immer an ein Schäferspiel der seligen Rokokozeit. Trotzdem: bei allen, die nicht unmittelbar daran beteiligt oder, richtiger, dabei benachteiligt sind, erhält sich stur der Wunderglaube, dass im Kielwasser jeder englischen Fregatte gehorsam das Goldene Zeitalter folge.

Aber es ist nicht etwa so, dass die Wundergläubigkeit der Welt sich bloss auf England beschränkt. Auch uns Deutschen gegenüber hat sich immer noch eine Art von Wunderglauben erhalten — nur dass sich der nicht auf Gold und Geld richtet, einfach deshalb nicht, weil es sich bisher noch nie verheimlichen liess und wir selber es auch nie verheimlicht haben, dass derlei irdische Glücksgüter bei uns auch schon vor dem Kriege zur Mangelware gehörten. Der Wunderglaube, der uns entgegengebracht wird, bezieht sich vielmehr auf ganz andere Dinge. Er sieht in uns mehr etwas wie den «bösen Zauberer», der irgendwie mit dem Teufel im Bunde steht und unversehens übernatürliche Kräfte entwickelt — kurz, um es auf eine gängige Formel zu bringen: «Den Deutschen ist alles zuzutrauen!»

Sympathiekundgebung ist das gewiss keine, darüber geben wir uns keinen Illusionen hin, die sind bei uns längst vergriffen und nicht einmal mehr auf Bezugsschein zu haben. Wir sind in dem langen Krieg viel zu nüchtern geworden und betrachten alle Vorgänge um uns nur noch mit kühlem Blick. So sahen wir auch in der Reaktion auf unsere Offensive im Westen durchaus kein Wiedererwachen einer Sympathie, sondern einzig das Wiederaufleben jenes Wunderglaubens, der uns Deutschen auch heute noch zutraut, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Doch wie das Zauberern gegenüber gewöhnlich der Fall ist, erlischt der Wunderglaube spontan, sobald das Wunder sein Erscheinen absagt. Jeder tut dann so, als wäre der ungläubige Thomas, verglichen mit ihm, geradezu ein Einfaltspinsel an Gutgläubigkeit gewesen. Dabei haben wir keine Seele darüber im unklaren gelassen, dass auch wir nicht zaubern können, dass vielmehr alles, was wir noch erreichen und durchsetzen wollen, nur mit Anspannung unserer ganzen Kräfte zu schaffen ist. Aber wenn der Wunderglaube einmal am Startplatz zum Hundertmeterlauf antritt, ist er durch nichts dazu zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen. Er ist dann einfach unbelehrbar und vermutet in jedem Wort, das der «Zauberer» noch verliert, nur einen neuen Trick.

Auch unsere reservierte Berichterstattung über unsere Offensive im Westen hielt er nur für einen Trick, einen Propagandatrick, ebenso unseren ausdrücklichen Hinweis darauf, dass es sich um eine Entlastungsoffensive handele. Gewiss, wir stiessen nicht weiter vor — ob absichtlich oder nicht, das beirrte ihn weniger, denn eines stand auch für ihn jedenfalls fest, dass wir die Pläne der Anglo-Amerikaner gründlich durcheinandergebracht, wenn nicht fürs erste überhaupt vereitelt hatten. Und das war ungeheuer viel — auch in seiner Meinung, hätte doch bis zum Augenblick des Beginns der Offensive nicht einmal Krösus persönlich nur einen lumpigen Heller auf uns gesetzt.

Soweit ist es nun abermals — es wäre albern, das leugnen zu wollen. Die beispiellose Wucht der neuen sowjetischen Winteroffensive hat auch den feilen Wunderglauben über den Haufen geworfen. Der ungläubige Thomas ist sozusagen wieder zum dernier cri geworden, und Krösus hat den lumpigen Heller, den er schon heimlich gezückt hatte, rasch wieder im hintersten Winkel seines Panzerschrankes verschlossen.

Uns ficht das alles nicht an. Wir wissen, dass wir auch diese Krise überstehen werden. Unsere wiederholte Rede vom Siebenjährigen Krieg war nicht nur ein tröstlicher und als Vorbild für uns dienender Vergleich mit der Standhaftigkeit des Grossen Königs; sondern auch eine ständige Mahnung, dass wir uns niemals der Hoffnung hingeben dürfen, uns bliebe auch nur *eine* der harten Proben und Belastungen erspart, die Friedrichs Preussen hat auf sich nehmen müssen. Ueber die augenblickliche schwere militärische Krise im Osten hinaus aber sehen wir auch klar die politische Tragweite der neuerlichen Erfolge unserer Feinde. Die eine haben wir bereits kurz gestreift. Ihr Symbol ist die sattsam bekannte Wetterfahne, deren Knarren gewiss keine Musik in unseren Ohren ist. Die andere politische Tragweite wirkt sich in den von den Gegnern besetzten Gebieten aus. Denn es dürfte kaum von der Hand zu weisen sein, dass die letzten Ereignisse an der Ostfront den Wechsel, den die Alliierten den von ihnen «befreiten» Völkern Europas gegenüber einzulösen haben, wieder für eine Weile prolongierten.

Allein, es wäre recht naiv, anzunehmen, Stalin begnüge sich mit der Rolle des rasenden Roland, der mit seinem Zweihänder immer wieder weit ausholt und wie von Sinnen zuschlägt, nur etwa um seine Freundschaft, die ja doch nichts anderes ist als eine Ganovenfreundschaft, stets aufs neue mit dem Blute von Millionen zu besiegeln und seine Bundesgenossen aus ihren ständigen Verlegenheiten herauszuhauen. Seine übermenschlichen militärischen Anstrengungen pflegt er in den Ländern, die noch ausserhalb der Reichweite seiner Panzerkanonen liegen, sofort in die dortige Währung umzumünzen und seine Erfolge sozusagen in mündelsicheren politischen Papieren anzulegen, bis selbst der letzte wackelige Stuhl, auf dem der Tommy dort noch sitzt, ihm gehört.

Indessen saugt Churchill mit mühsam gebändigter Nervosität an seiner Zigarre. Die Karten in den Händen des alten Hasardeurs zittern, er vermag es nicht mehr ganz zu verbergen. Und um die allgemeine Aufmerksamkeit davon abzulenken, ergeht er sich wie Ajax vor Troja in rednerischen Kraftmeiereien, indem er vor dem Unterhaus grossartig wieder jeden Verständigungsfrieden ablehnt und an seiner Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» festhält. Als hätte er, der mitsamt seinem abgewirtschafteten Empire bis über die Ohren in Schulden jeder Art steckt, in der Gläubigerversammlung eines Friedensdiktates überhaupt noch was zu fordern. Immerhin aber sind wir ihm dankbar dafür, dass er uns die Rechnung jetzt schon präsentiert, die Rechnung der «Kapitulationsbedingungen», deren Veröffentlichung er zwar nicht wünscht — wie er in seiner letzten Rede vor dem Unterhaus betonte —, weil sie «*ein noch grösseres Hindernis des Kampfes*» wäre. Doch gerade diese zarte und besonders schlau sein wollende Sprache durch die Blume ist eine so plumpe und faustdicke Drohung, dass sie uns jeder Mühe enthebt, sie erst auszulegen wie die Aussprüche weiland der Pythia. Es ist vielmehr eine denkbar einfache Rechnung, denn die Summe lautet: «*Stirb - so oder so!*» Eine Wahl also, die uns wenigstens nicht schwer gemacht wird.

Wir werden aber von seinem freundlichen Angebot weder so noch so Gebrauch machen. Wir finden ganz im Gegenteil, dass es sogar recht hübsch ist auf dieser Welt, wenn auch nicht gerade augenblicklich, weil die Sorgen gar nicht abreissen wollen und wir alle Hände voll zu tun haben, uns unserer blossen Haut zu erwehren. Ausserdem bilden wir uns — wohl in unserer grenzenlosen Naivität — ein, dass es noch lange nicht feststeht, wer die Rechnung zu bezahlen hat. Eines aber scheint uns jetzt schon festzustehen: dass — ende nun der Krieg so oder so — Churchill jedenfalls nicht mit dem epitheton ornans eines «Listenreichen» in die Geschichte eingehen wird.

Beneschs Moskau-„Garantie"

Eigener FS-Bericht

LISSABON

Die Londoner Exil-Tschechen mussten in die Abtretung der slowakischen Karpato-Ukraine an die Sowjetunion einwilligen, berichtet der diplomatische Korrespondent Reuters, Randal Neale. Als Beauftragter der tschechischen Exilregierung hat Dr. Nemec kürzlich in Moskau über die ruthenische Frage «verhandelt» und, wie es in der Meldung heisst, ein Uebereinkommen mit dem Kreml erzielt. Mit der Begründung, dass die ruthenische Volksbewegung zugunsten einer Vereinigung mit der ukrainischen Sowjet-Republik und einer Einverleibung in die Sowjetunion eine Tatsache sei, die die tschechoslowakische Regierung weder ignorieren könne noch wolle, haben sich die Londoner Exiltschechen mit dem Verlust der Karpato-Ukraine abgefunden.

Der britische Korrespondent fügt hinzu, dass den Exil-Tschechen dieses Zugeständnis nicht gerade leicht gefallen sei. Jedenfalls hat sich Beneschs Liebedienerei vor dem Kreml nicht bezahlt gemacht. Das ganze ist aber ein typischer Fall politischer Praxis der Sowjets. Vertragsmässig war bekanntlich Benesch von Stalin das Gesamtgebiet der ehemaligen «Tschechoslowakei» also einschliesslich Karpato-Russland, garantiert worden.

Benesch war auf diese «Garantie» mächtig stolz und sagte besonders zu den Exilpolen «Seht, so muss man es machen!» Jetzt hat Moskau einige Bolschewisten auf die Beine gebracht und im Nu eine «Volksbewegung» konstruiert. Der «Volkswille» sei, so verkündete man salbungsvoll, für den Kreml selbstverständlich eine heilige Verpflichtung. Und Herr Benesch hat das Nachsehen. Er wird nicht der letzte sein, den Moskau dem «Volkswillen» opfern wird.

«Volksgerichte» in Ungarn

WIEN

Die «Volksgerichte» haben, wie der Sender Paris meldet, ihre Tätigkeit in Debreczen, Miskolc und anderen Städten im «befreiten» Ungarn aufgenommen.

Problem Mazedonien

Plastiras ernennt einen Elas-Gegner zum Gouverneur – Titos Gegenzug

Eigener Bericht

STOCKHOLM

In Athen wurde amtlich bekanntgegeben, dass General Stylianos Gonatas, ein Freund von Plastiras, zum Generalgouverneur für Mazedonien und Thrazien mit dem Hauptquartier in Saloniki ernannt wurde. Er soll mit so weitgehenden Machtbefugnissen ausgestattet sein, dass er vollkommen selbständig vorgehen kann. Da Gonatas als einer der schärfsten Gegner der Elas-Verbände bekannt ist, fürchtet man, dass seine Ernennung von diesen als Herausforderung betrachtet werden und in Nordgriechenland zum Wiederaufleben des Bürgerkrieges führen könnte.

Die Meldung von der Ernennung Gonatas rückt das mazedonische Problem wieder in den Vordergrund. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass sich seit einigen Tagen in Sofia eine militärische Abordnung der Tito-Banden unter Führung von Generalmajor Popowitsch befindet. In einer Erklärung wurde mitgeteilt, dass vor zwei Monaten in Bulgarien eine mazedonische Brigade aufgestellt worden sei, die aus Mazedoniern in der bulgarischen Wehrmacht bestehe. Diese Brigade sei jetzt abmarschiert, um in ihrem «befreiten» Vaterland innerhalb des von Tito geführten Staatenbundes zu kämpfen. Vor einigen Wochen waren verschiedentlich Nachrichten über den Grenzübertritt bewaffneter Einheiten aus Bulgarien nach Mazedonien aufgetaucht.

Die unklare Lage in Mazedonien dürfte daher den neuen griechischen Generalgouverneur vor recht schwierige Aufgaben stellen, wobei der Mangel an zuverlässigen griechischen Truppen sich empfindlich bemerkbar machen muss. Das Kremltreiben gegen die Ernennung des energischen Generals zeigt das Bestreben der Freunde des Bolschewismus, die schwierige Lage des Plastiras-Regimes in diesem Wetterwinkel des Balkans dadurch noch zu verschlimmern, dass das Zustandekommen einer starken Führung verhindert wird. Man darf gespannt sein, welche Entwicklung die mazedonische Frage nehmen und wann es zu dem ersten Zusammenstoss zwischen den mazedonischen Verbänden Titos und den griechischen Truppen Plastiras kommen wird.

Stimmen von drinnen und draussen

Dunkle Geschäfte

Der «Jewish Times» zufolge beklagte sich der Journalist Swaffer auf einer Londoner Versammlung über den «ständig wachsenden Antisemitismus» in England. Er, Swaffer, erhalte Tag für Tag Briefe, in denen Engländer ihren Zorn über die Juden zum Ausdruck brächten. «Ueberall, wo dunkle Geschäfte gemacht werden, sind die Juden zu finden, nur nicht da, wo gekämpft wird. Wo sind die Juden an der Westfront?» so laute der Inhalt dieser Schreiben. Im übrigen hätten Swaffers Kollegen, die aus Belgien und Frankreich zurückkehrten, ihm berichtet, dass auch dort der Judenhass zunehme. In einem Kommentar greift die englische Zeitschrift «National Review» das führende jüdische Labour-Party-Mitglied Harold Laski scharf an und schreibt, etwas dem britischen Arbeiter Unähnlicheres als ein internationaler Jude sei kaum vorstellbar. Trotzdem habe ein internationaler Jude, nämlich Professor Harold Laski», auf der letzten Jahrestagung der Labour-Party den Vorsitz geführt. Was habe England getan, um den Juden Laski ertragen zu müssen! Laski verhöhne ständig die Engländer und ihr Land. Aber obwohl Laski Grossbritannien so verachte, denke er nicht daran, in das Land zurückzukehren, von dem aus einst seine Eltern kamen. Von Grossbritannien, dem Land, wo er zufällig geboren sei, habe Laski keine Ahnung und wolle es nur in eine Revolution stürzen.

Türkisches Stimmungsbild

Der spanische Korrespondent Alvarez schildert in einem Bericht aus Ankara die Stimmung unter den in der Türkei lebenden Ausländern: «Der Belgier», so schreibt er, «besohwert sich darüber, dass seine Familienangehörigen Hunger leiden und zum Wehrdienst eingezogen würden; in den Augen des Bulgaren spiegelt sich das Entsetzen über die Anarchie und den Bolschewismus in seiner Heimat wider; der vor dem Bolschewismus geflüchtete Rumäne schwärmt von der Ruhe und der Ordnung, die noch vor einem Jahre in seinem Lande herrschte; den Polen hat der angloamerikanische Verrat allmählich nervenkrank gemacht, was sich in seiner ganzen Haltung widerspiegelt; der Serbe setzt alle Hoffnungen auf den König, ohne aber im Innern selbst an eine glückliche Lösung zu glauben; der Franzose sitzt zwischen zwei Stühlen und weiss nicht, wohin er sich wenden soll; der Süditaliener schweigt und senkt traurig seinen Kopf. Der Amerikaner aber erklärt ärgerlich, dass er ganz Europa zum Teufel wünsche, denn er habe das Thema satt.» Abschliessend betont der Korrespondent, diejenigen Europäer, die sich noch im vergangenen Jahr über die deutsche Besatzung beklagten, seien heute über die Entwicklung am unzufriedensten und blickten trübe in die Zukunft. Diese Beobachtung könne man immer wieder machen.

Zunahme des Grosskampfes

Stark ausgebaute Stellungen der Sowjets östlich des Plattensees durchstossen – Erbitterter Widerstand unserer Truppen an den Brennpunkten im Osten

FUEHRERHAUPTQUARTIER, 20. Januar

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In Ungarn durchbrachen Truppen des Heeres und der Waffen-SS stark ausgebaute bolschewistische Stellungen östlich des Plattensees und stiessen bis an die Donau vor.

Im Westteil von Budapest dauern die harten Abwehrkämpfe an. Zwischen der Donau und dem Gran wechselten erfolgreiche Angriffe unserer Truppen mit feindlichen Gegenangriffen ab, die zerschlagen wurden.

In den Kämpfen im Raum von Stuhlweissenburg und nördlich der Donau haben die Bolschewisten aussergewöhnliche Verluste an Menschen und Material erlitten. Vom 20. Dezember 1944 bis 15. Januar 1945 wurden durch Verbände des Heeres, der Waffen-SS und der Luftwaffe 1 404 Panzer und Sturmgeschütze, 1 505 Geschütze, 1 762 Fahrzeuge, 179 Granatwerfer, fast 1 000 Maschinengewehre und zahlreiche sonstige Waffen vernichtet oder erbeutet und 258 Flugzeuge abgeschossen. Der Feind verlor ausserdem 22 000 Tote, das Mehrfache an Verwundeten und 2 600 Gefangene.

Im südslowakischen Grenzgebiet wurden wiederholte Angriffe der Bolschewisten im Raum von Blauenstein-Malinec abgewiesen. Zwischen Kaschau und der Weichsel kam es während unserer Absetzbewegungen zu schweren Kämpfen mit nachdrängendem Feind.

Der Grosskampf um den deutschen Ostraum hat gestern noch zugenommen. Krakau konnte der Feind nach schwersten Strassenkämpfen nehmen. Im oberschlesischen Grenzgebiet setzen unsere Truppen dem weiter nach Westen angreifenden Feind erbitterten Widerstand entgegen. Eingreifverbände, dabei auch Volkssturm-Bataillone, legten sich den sowjetischen Angriffsspitzen vor und verzögerten ihr weiteres Vordringen. Gegen einen bis in den Raum von Kempen vorgetriebenen feindlichen Angriffskeil sind Gegenangriffe im Gange. Nach heftigem Kampf fiel Litzmannstadt in die Hände der Bolschewisten. Zwischen Warthe und Weichsel haben feindliche Panzerspitzen die Linie Tonningen-Leslau erreicht. In der Tiefe des Schlachtfeldes stehen überall deutsche Kräfte in schweren Kämpfen mit der nachfolgenden feindlichen Infanterie, verhindern ein Aufschliessen der bolschewistischen Verbände und unterbrechen die Versorgungsstrassen der Panzerspitzen des Gegners.

Im südlichen Grenzgebiet Ostpreussens toben heftige Kämpfe gegen die Bolschewisten, die trotz erbitterter Gegenwehr unserer Verbände Gilgenburg, Neidenburg und Chorzele erreichten. Die beiden Eckpfeiler des Einbruchsraumes westlich Plöhnen und westlich Scharfenwiese wurden gegen starken feindlichen Druck gehalten.

Im östlichen Grenzgebiet Ostpreussens wiesen unsere Truppen südlich Gumbinnen und am Ostrand der Stadt sämtliche feindlichen Angriffe ab. Nordöstlich und nördlich Insterburg wurden Panzerangriffe der Sowjets abgeschlagen oder aufgefangen.

Verbände deutscher Schlacht- und Jagdflieger griffen die sowjetischen Panzerspitzen in den Schwerpunkten der Schlacht an und vernichteten zahlreiche Panzer und Fahrzeuge.

An der Westfront kam es gestern in keinem Abschnitt zum Grosskampf. Unsere Verbände stehen südöstlich Masseyck weiter in heftiger Abwehr gegen die dort angreifenden Engländer. Im Raum südöstlich Malmedy dauern die Kämpfe um geringfügige feindliche Einbrüche an. Die Besatzung von Diekirch wurde auf eine neue Stellung nördlich der Sauer zurückgenommen.

Bei Reipertsweiler scheiterten abermals die Versuche der Amerikaner, ihre eingeschlossenen Kräfte zu entsetzen. Ebenso blieben ihre Gegenangriffe bei Rittershofen im Elsass und bei Sesenheim unter Abschuss von zahlreichen Panzern erfolglos. Unser Angriff auf Weiersheim gewann den Ostrand des Ortes.

An der mittelitalienischen Front kam es auch gestern zu keinen grösseren infanteristischen Kämpfen.

Die anglo-amerikanische Lufttätigkeit über dem Reich beschränkte sich gestern auf schwächere Einflüge in das westliche und südwestliche Reichsgebiet. Die Sowjets warfen mit schwächeren Kräften Bomben auf frontnahe Orte im Osten.

London liegt weiter unter unserem Vergeltungsfeuer.

Neue Form der Vereidigung

BERLIN

In seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber des Ersatzheeres hat der Reichsführer-SS Anweisung gegeben, dass die Vereidigung der Rekruten in einer Form stattfindet, die der einheitlichen kämpferischen Ausrichtung von Front und Heimat sinnfällig Ausdruck gibt. Die Vereidigung findet in Anwesenheit des örtlichen Hoheitsträgers der Partei und von Männern der Rüstung statt. Der Einheitsführer überreicht im Laufe der Feier seinen Männern die Waffen, die er aus der Hand der Rüstungsarbeiter entgegennimmt.

Kriegsmüde Kanadier

STOCKHOLM

600 von 1500 Soldaten einer kanadischen Einheit, die nach einem kurzen Weihnachts- und Neujahrsurlaub nach Europa verschifft werden sollten, «versäumten es», so meldet Reuter, sich bei ihren Einheiten zurückzumelden.

Weiter wird aus der gleichen Quelle gemeldet, dass ungefähr 20 v. H. der britisch-kolumbischen Angehörigen der territorialen Heimatarmee-Einheiten sich nach Ende ihres Urlaubs nicht zum Dienst zurückgemeldet haben.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Der Streit um das Fell

Der Bär: «Sieh mal an; ich denke, er gehört noch mir».

Rückmarsch der Balkanarmee

Eine in der Kriegsgeschichte einzigartige Leistung Mit allen Waffen zum neuen Einsatz bereit

BERLIN

Während im Osten und Westen der europäischen Front schwere Abwehrschlachten tobten, vollendeten deutsche Truppen in Südosteuropa eine in der Kriegsgeschichte einzigartige Leistung. Nach dem Verrat Italiens war die Westflanke unserer über den Balkan bis auf die ägäischen Inseln vorgestossenen Verbände offen. Der Verrat Rumäniens und Bulgariens bedrohte nun auch ihre Ostflanke. Der Feind hoffte schon auf eine leichte Abschnürung der ganzen deutschen Balkan-Armee.

Die Massnahmen zu ihrer Rückführung liefen an. Tag und Nacht holten Transportverbände der Luftwaffe und Einheiten der Kriegsmarine ihre Kameraden von den Inseln auf das Festland zurück. Die Führung brachte auf dem Landweg und durch die Luft Sicherungskräfte heran, um die rückwärtigen Verbindungen abzuschirmen. Während die Divisionen sich in Marschkolonnen gliederten und nach genauem Plan den Weg nach Norden antraten, entstand aus den Stützpunkten längs des Marschweges ein System von Riegelstellungen.

Die Sowjets warfen drei bulgarische Armeen und Panzerverbände gegen den Raum um Skoplje und das Amselfeld. Weiter nördlich versuchten die Bolschewisten mit mehreren Divisionen, unterstützt von kommunistischen Banden, auf der Linie Kragujevac-Kraljewo-Cacak nach Westen durchzubrechen und die montenegrinische Bergstrasse zu sperren. Aber ihr Ansturm scheiterte überall unter hohen Verlusten an dem hartnäckigen und aufopfernden Widerstand der Verteidiger, bis der Marschplan unserer Divisionen durchgeführt war.

Bis zu 1400 Meter in den 26 Pässen stieg die für einen Teil der Truppen 1500 Kilometer lange Marschstrasse an. In Staub und Gluthitze des griechischen Herbstes waren sie aufgebrochen, Herbststürme und endloser Regen fegten über die morastischen Strassen Mazedoniens, und als die Spitze der deutschen Heeressäule sich ihrem Ziele näherte, herrschte auf den wilden schwarzen Bergen schon der Winter mit Schnee und klirrenden Frost. Die fragwürdigen vereisten Strassen zerrten an den Kräften von Mensch und Tier. Hinzu kamen die nicht abreissenden Kämpfe mit kommunistischen Banden, die unter Ausnutzung der wilden Landschaft den Marsch unserer Verbände zu stören und anzuhalten suchten. Oft mussten Höhe um Höhe, Dorf um Dorf erst freigekämpft werden, ehe die Kolonnen ihren Weg fortsetzen konnten. Nach Osten aber hielten die Sicherungen in den Riegelstellungen und in kühner, beweglicher Verteidigung dem an Menschen und Material überlegenen Angriff der Feinde stand, bis die Masse der Marschkolonnen die Abschnitte überschritten hatte.

Ausserordentliche Leistungen vollbrachten die Transportverbände und besonders die Pioniere, die Hunderte von Behelfs- und Pontonbrücken errichteten, Eisenbahnen und Strassen wieder herstellten und dem Feind durch Zerstörungen den Weg verlegten. Die gezählten 20 000 Toten des Feindes sind nur ein Bruchteil seiner tatsächlichen blutigen Verluste. Unsere Truppen vernichteten oder erbeuteten zahlreiche Panzer und gepanzerte Fahrzeuge, 450 Geschütze aller Art. An allen Kämpfen und Bewegungen hatte die Luftwaffe hervorragenden Anteil. Ihre fliegenden Verbände sicherten den Marschweg nach Norden, halfen beim Transport von Menschen und Material und überwachten in pausenlosen Einsatz die Bewegungen des Feindes.

Rund viereinhalb Monate lang war unter den wechselnden Jahreszeiten diese unwirtliche Strasse die Heimat unserer Soldaten. Nach dem Eintreffen der Verbände des Heeres und der Waffen-SS, der Kriegsmarine und der Luftwaffe aus Griechenland und Mazedonien begann die Rückführungsbewegung der in Albanien und in Montenegro stationierten Truppen. Dazu musste vielfach der Durchbruch gegen starke kommunistische Banden erzwungen werden. Der Feind errang aber hier nicht einmal Teilerfolge.

Als die Nachhuten der Balkan-Armee den Brückenkopf Visegrad an der Drina durchschritten hatten, war, wie das Oberkommando der Wehrmacht am Freitag in einer Ergänzung zum Wehrmachtbericht feststellte, die Rückführung erfolgreich abgeschlossen. Die Männer unserer Divisionen hatten unter Führung von Generalfeldmarschall Freiherr von Weichs und Generaloberst Loehr Unwahrscheinliches wahr gemacht. Mit allen ihrer Waffen stehen sie nun zu neuem Einsatz bereit.

USA-Panzersoldaten zu Fuss

Eigene FS-Meldung

IM WESTEN

Bei niedrigen Temperaturen und teilweise heftigem Schneetreiben geht die grosse Schlacht in den Ardennen weiter. Die deutschen Tiger-Panzer sind weissgestrichen und heben sich kaum von dem weissen Schlachtfeld ab. Es sei ein unheimliches Gefühl, durch die oft meterhohen Schneeverwehungen zu stürmen, wenn jeder Schneeberg sich plötzlich als ein feuerspeiender deutscher Tank entpuppen könne, sagten amerikanische Gefangene der dritten Armee des Generals Patton.

Die Gefangenen waren derart ermüdet, dass sie sofort in einen todesähnlichen Schlaf verfielen. Die gleichen Anforderungen werden natürlich auch an die deutschen Verteidiger gestellt, doch zeigt es sich, dass die Mehrzahl der deutschen Soldaten, vor allem diejenigen, die schon im Osten gekämpft haben, viel widerstandsfähiger sind als die nordamerikanischen Infanteristen. Da die andauernden Schneefälle an der Westfront in manchen Gebieten den vollen Einsatz der amerikanischen Panzerwaffe nicht erlauben, ist Eisenhower jetzt dazu übergegangen, amerikanische Panzerbesatzungen für den Infanteriekampf einzusetzen. Diese Tatsache zeigt, dass die Infanterie in der Winterschlacht den Engpass der Nordamerikaner darstellt.

Alliiertes Spiel mit Zahlen

Eigene FS-Meldung

STOCKHOLM

Die Dumbarton-Oaks-Vorschläge spielen in der Washingtoner Diskussion über die internationale Lage eine besondere Rolle. Es werde vermutlich sehr schwierig sein, eine Einigung über die Abstimmungsfragen zu erzielen. Wie der New York Korrespondent von «Stockholms Tidningen» berichtet, soll Moskau bereits sechzehn Delegierte, nämlich einen für jede Sowjetrepublik verlangt haben. Die Amerikaner hoffen, Stalin diesen Plan noch ausreden zu können, wären jedoch nötigenfalls entschlossen, dann für sich 48 und für Brasilien zwanzig Delegierte zu verlangen, nämlich einen für jeden Bundesstaat.

Düstere USA-Prognose

Amerikanischer Kommentar zur Schlacht im Pazifik - Japans Kraft ungebrochen

Eigener FS-Bericht

LISSABON

«Die ersten zehn Millionen Quadratmeilen pazifischen Raums, die die Vereinigten Staaten gewonnen haben, waren sehr mühsam, sie kosteten viel Blut und Schweiss. Ich fürchte, dass die nächsten zehn Millionen Quadratmeilen noch schlimmer werden». Diese Feststellung traf ein nordamerikanischer Kommentator zur Lage im Pazifik im Londoner Radio.

Er stellt fest, dass die gegenwärtigen Kämpfe um die Philippinen die bisher grösste militärische Operation im Pazifik darstellen. Die Invasionsflotten, die an diesen Kämpfen teilnehmen, sind zwei bis drei tausend Meilen von ihren Stützpunkten entfernt. Tag und Nacht sind sie japanischen Angriffen ausgesetzt. Die ungeheuren Entfernungen erschweren die Planung. In Europa wird mit Meilen, im Pazifik mit tausend Meilen gerechnet. Die Schiffe im Pazifik brauchen für eine Rundreise fünf Monate. Zehn Tonnen Fracht an Ausrüstung und Nachschub müssen im pazifischen Krieg für jeden Soldaten transportiert werden. Um 250 000 Mann an irgendeiner Küste des Pazifik zu landen, muss die Flotte gleichzeitig 1,5 Millionen Tonnen Nachschub ausladen. «In unseren Betrachtungen dürfen wir nicht vergessen, dass Japan auch heute noch über eine grosse Heimatflotte verfügt, dass wir uns noch 1 500 Meilen von Japans Küste befinden und dass unser Nachschubweg ständig an Entfernungen zunimmt.

Die Waage

Unschuldige Juden

ro. - Dass der Vorsitzende zionistischen Organisationen den Vereinigten Staaten Mendelsohn heisst, wird nie wundern. Ebensowenig sind aber auch darüber überrascht, dieser Jude, wie die britische richtenagentur Reuter meldet, einer Pressekonferenz bewegte ge über das Todesurteil führ in Kairo gegen die Mörder des Moyne gefällt wurde. Mende meint, dass der Prozess sich einer parteiischen Atmosphär gespielt habe, denn Aegypten ein Land, in dem England starken Druck ausübe. Damit der Zionistenchef recht, aber die Durchführung des Proz darf er sich nicht beklagen. In ser Hinsicht haben Aegypten England dafür gesorgt, dass solchen Fällen immer von schuld triefenden Judenschaft ne Locke gekrümmt wird. Nie fragte allzuviel nach den Hi männern der Attentäter und war sorgsam darauf bedacht, Umtriebe des internationalen Ju tums mit dem Schleier des Geh nisses zu bedecken. Die Verteid überschlugen sich ausserdem der immer wiederholten Fest lung, dass der eine der Angek ten geistesgestört und der an nur ein harmloser Mitläufer Das Todesurteil mag allerd vom zionistischen Standpunkt geschehen ein Schönheitsfehler Doppelt peinlich, dass es pass trotzdem der Gerichtsvorsitz und zwei andere Funktionäre fe erhielten, in denen ihnen gleiche Schicksal wie Lord M angedroht wurde. Auf das Zei des Moritz Mendelsohn jetzt wahrscheinlich alle Jude der ganzen Welt beginnen, Krokodilstränen zu vergiessen die beiden armen verfolgten brüder, die nur den britische nisterpräsidenten für den Mit Osten umgebracht und sonst dies nichts getan haben. Abe können die gesamte Juden trösten. England wird nach bisherigen Erfahrungen gern reit sein durch neue Konzess an die Zionisten das bedauer Todesurteil, das leider aus ge sen Gründen nicht verhindert den konnte, vergessen zu ma Und schliesslich ist das Urteil nicht vollstreckt. Es dürfte in solchen oder gerade in solc Ländern wie Aegypten nicht schwer sein, ein oder zwei Ju aus dem Gefängnis zu holen, wenn ihnen schon der wohlverd te Strick droht. Die jüdische heimorganisation «Stern» oder andere Terrorbande wird das cherlich schaffen. Es ist nur dauerlich, dass die britische richtenagentur Reuter der Oe lichkeit eine genauere Nach darüber wahrscheinlich vorenten wird.

Aus aller Welt

Roms Hafen noch unbrauchbar

Der zerstörte Hafen von Civitavecchia, der Hafenstadt Roms, ist laut «Gazzetta del Popolo» immer unbrauchbar. Es fehlen die für die Aufräumungsarbeiten erforderlichen Maschinen und dem Wiederaufbaumaterial.

Trasimenische See zugefroren

Die gegenwärtig in Italien wütende aussergewöhnliche Kälte hat dazu geführt, dass der Trasimenische See vollkommen zugefroren ist.

Ronomis Botschafter für Washington

Zum Botschafter der Bonomi-Regierung in Washington wurde, wie die Nachrichtenagentur Ansa meldet, Alberto Tarchiani ernannt.

USA-Fliegergeneral abgeschossen

Einer der hervorragendsten nordamerikanischen Fliegergenerale, Frederick William Castle, wurde einer Agenturmeldung aus Washington zufolge am 24. Dezember von einem deutschen Jäger bei Lüttich abgeschossen. Der 36jährige General wird seitdem vermisst.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirk
Stellvertreter: Dr. Horst Walsheim
sämtlich in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

Gezeichnete Philosophie

Gedanken zum „Schneemann"- Film

Philosophische Gedanken sind für viele Menschen, wenn sie sich bewusst an sie heranwagen sollen, eine undurchdringliche Wildnis. Deshalb gilt die philosophische Idee als Reservat einer kleinen Gruppe von fachkundigen Menschen, obwohl selbstverständlich jeder Mensch täglich philosophiert. Er ist sich nur nicht klar darüber, dass er schon einen philosophischen Gedanken fasst, wenn er sich über sein oder seines Nachbars Leben bestimmte Vorstellungen macht, wenn er das Wesen des Tieres mit dem des Menschen vergleicht, ja wenn er einer Puppe oder einem Baum Leben in seiner Phantasie verleiht.

Diese alltägliche Arbeit des Philosophierens macht uns der kleine Zeichenfilm «Der Schneemann» spielerisch vor und zeigt dabei, dass man sich nicht zu scheuen braucht, auch bewusst einer kleinen philosophischen Ueberlegung nachzugehen, selbst wenn man gar nichts weiss von Plato, Cartesius und Kant. Jener Schneemann nämlich, den Hans Fischerkösen entworfen und zum Leben erweckt hat, ist — philosophisch gesehen — das Phänomen eines Wesens, das nur unter bestimmten zeitlich eng gebundenen Gesetzen (nämlich im Winter) leben kann, sich aber über diese seine eigentliche Bedingtheit hinwegsetzen will, um einmal — sterbend den Sommer zu erleben.

Die Delikatesse, mit der uns dieser Schneemann aufangs im Winter nahegebracht wird, indem er auch zu dieser seiner Zeit schon dicht am Tode vorbeischlüpft, weil er durch das Eis eines Teiches bricht und sich nur jämmerlich dünn geworden mühsam herausretten kann (was ihn freilich nicht hindert, sich bald wieder in seiner vollen Dicke zu präsentieren), ist liebenswürdiger und notwendiger Zusatz zum Verständnis des Ganzen. Denn durch sie wird dieser Schneemann so etwas wie eine Persönlichkeit, der man die Erlebnisfülle glaubt, die ihn überfällt und begeistert, als er aus seinem Eisschrank in den Sommer steigt, weil ihm ein Kalenderblatt vom Juli, das er im Januar zu Gesicht bekam, zu dieser Reise in den Freundentod bestimmte.

Der schmelzende Schneemann im Sommer, jenes Wesen, das nur durch Aufgabe einer grossen Zeitspanne seiner normalen Existenz und mit dem Bewusstsein des unumstösslichen Todes vor Augen die Freuden einer ihm eigentlich nicht bestimmten Welt geniesst, das ist ein philosophischer Gegenstand, der sich kaum verschliesst. Seine Tragik, gemildert durch die lächelnd verteuten witzigen Erlebnisse aus seinem Erdendasein, ist trotz seiner märchenhaften Gestalt echt menschlich, so dass der ganze Film, der eine glückliche Mischung von übermütigen optischen Schnurren und feiner, in die Tiefe gehenden Melancholie ist, ein hervorragendes Beispiel für die Verwendungsmöglichkeit der Zeichnung im Film überhaupt darstellt. Wir erkennen an einem solchen kleinen Zeichenfilm, der nur so nebenher im Beiprogramm zu sehen ist, welche unwahrscheinlichen Möglichkeiten im Zeichenfilm schlummern und dass es grosse Gebiete gibt, die man künstlerisch nur durch den Film erschliessen kann.

Hans Hubert Gensert

Christa Richter-Steiner

Ein Violin-Abend im Redouten-Saal

TRIEST

Eine besonders zahlreiche Zuhörerschaft fand sich Freitag abend, anlässlich des Konzerts der bekannten Geigerin Christa Richter-Steiner und ihres Klavierpartners, Robert Kehldorfer, im Redouten-Saal des Verdi-Theaters ein. Die von der Künstlerin gewählte Vortragsfolge wies dem ersten Teil zwei Sonaten zu: Beethoven op. 96 und Brahms op. 100, während der zweite Teil ein mehr rein geigerisches Gepräge zur Schau trug und sich auf bekannte Werke von Corelli, Veracini, Paganini und Fiocco aufbaute.

Die Geigerin Christa Richter-Steiner verfügt über das nötige musikalische Rüstzeug, die erste Hälfte des Programms bewies es zur Genüge, um ihr eine mühelose, stilistisch wie technisch sichere Bewältigung desselben zu gestatten. Dadurch gelangen ihr auch einige höchst bemerkenswerte Interpretationen, in denen nur manchmal ihre sonst scharf profilierte Persönlichkeit etwas an Kontur verlor. Der zweite Teil der Veranstaltung stellte nun vollends ihre technische Reife unter Beweis, eine Reife, der sich überdies, wie beispielsweise im Veracini-Largo, ein klangsattes, ausdruckvolles und dabei doch frisch zupackendes und zügiges Bogenspiel hinzugesellt.

Musikdirektor Kehldorfer, dem wir bereits am Vorabend als ausgezeichneten Dirigenten begegnet waren, zeigte sich auch von dieser neuen Seite als Beherrscher einer jeden Stilart.

Das Publikum dankte daher den beiden Künstlern in ungemein herzlicher Weise. *-W-*

⁂

Frau Christa Richter-Steiner und Prof. Kehldorfer gaben am Sonnabendabend im Deutschen Haus ein Konzert, an dem auch der Oberste Kommissar, Gauleiter Dr. Rainer, teilnahm. Wir kommen auf dieses Konzert noch zurück.

Wilhelm Waetzoldt gestorben

Unser Mitarbeiter, der Kunsthistoriker Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Waetzoldt ist in Halle nach längerer Krankheit gestorben.

Am 21. Februar hätte Wilhelm Waetzoldt seinen 65. Geburtstag feiern können. Wenn man gerade in den letzten Monaten in den deutschen Tageszeitungen Abhandlungen des bedeutenden Kunsthistorikers lesen konnte, in denen er sich temperamentvoll auch zu drängenden Tagesfragen äusserte, so ahnte man nicht, dass sie schon im Schatten längeren Krankseins geschrieben waren. Die Kraft und die Frische und die unentwegten Zukunftshoffnungen, die aus ihnen sprachen, schienen hoffen zu lassen, dass Wilhelm Waetzoldt das Leiden, das ihn aufs Lager geworfen hatte, überstehen werde. Nun ist er von uns gegangen, und wir beklagen den Verlust eines Mannes, der sich um die Pflege der deutschen Kunst verdient gemacht hat.

Professor Waetzoldt stammte aus Hamburg; sein Vater und sein Grossvater waren Geheimräte im preussischen Kultusministerium, sein Vater besonders hatte sich verdient gemacht als Reformator des Mädchenschulwesens. Die Neigung, zu lehren und zu belehren, brachte Wilhelm Waetzoldt also schon vom Elternhause mit, dazu aber auch die Fähigkeit, zu zergliedern und, was mehr wert ist, aufzubauen. Nach einem Studium in Marburg und Berlin erhielt der junge Kunstgelehrte 1908 auf Empfehlung Bodes eine Stellung am Kunsthistorischen Institut in Florenz. Zwei Jahre später wurde er Bibliothekar bei den Königlichen Museen in Berlin und Hilfsarbeiter im Kultusministerium und gleichzeitig Redakteur des Jahrbuches der Preussischen Kunstsammlung. 1912 erhielt er dann eine Berufung auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte nach Halle. Den ersten Weltkrieg machte Waetzoldt als Offizier an der Front mit, um 1919, nach einer schweren Verwundung, in das Preussische Kultusministerium als Kunstreferent einzutreten. Gleichzeitig übernahm er eine Honorarprofessur an der Berliner Universität. 1927 wurde er, wieder auf Vorschlag Bodes, Generaldirektor der Staatlichen Museen in Berlin. Als solcher eröffnete er mit der grossen Rembrandt-Ausstellung die 100-Jahrfeier der Berliner Museen, die mit der Einweihung des Neubaues auf der Museumsinsel ihren Höhepunkt fand. 1933 kehrte er mit einem Lehrauftrag für Kunstgeschichte als Ordinarius an der Universität Halle an den Ausgangspunkt seines Wirkens als Dozent zurück. An kunsthistorischen Werken hat Waetzoldt u. a. veröffentlicht «Das Kunstwerk als Organismus», «Die Kunst des Porträts», «Einführung in die bildenden Künste» sowie das bedeutende Werk «Deutsche Kunsthistoriker», auch «Deutsche Kunstschulreform» genannt.

Kultur-Chronik

Körners «Zriny» als Nationaloper. Im Wiener Rundfunkhaus fand eine konzertante Aufführung der kroatischen Nationaloper «Nikola subiec-Zrinski statt. Das Buch ist nach der Dichtung Theodor Körners geschaffen, und die Oper fand in weitesten Volksschichten unseres verbündeten Nachbarstaates eine solche Verbreitung, dass in diesem Bühnenwerk die Oper zum Volkslied wurde. Selbst der einfachste Bauer in entlegensten Bergdörfern hat die Melodien aus Zrinski im Ohr. Der musikalische Leiter Lovro von Matacic erwies sich wieder als Dirigent, der das ihn anvertraute Ensemble zu ausserordentlichen Leistungen anzufeuern verstand. In der Titelpartie zeigte Paul Schoeffler ein starkes künstlerisches Profil.

Alpenländisches Barock. Der Kunsthistoriker Dr. Deckes, der kürzlich ein vielbeachtetes Buch «Barockplastik in den Alpenländern» erscheinen liess, weist neuerdings auf eine Anzahl im XVII. Jahrhundert in Oberdonau schaffender Bildhauer, vor allem Michael Zürn d. J., Thomas Schwanthaler, Meinrad Guggenbichler, und die Freskenmaler Bartholomäo Altomonte und W. A. Meindl hin. Es ist das besondere Verdienst Deckers, die Bedeutung der bisher vielfach unbeachteten und verkannten Werke dieser Künstler, vor allem Michael Zürns, ins Licht Oeffentlichkeit gestellt zu haben.

Der Erbauer der «Weltuhr» gestorben, Professor Dierscke, Erfinder und Erbauer der Weltzeituhr, starb im Alter von Jahren. Von dem Ziffernblatt seiner Uhr kann man in jedem Augenblick die Zeit in den einzelnen Weltgegenden ablesen. Es besteht aus einer Polarkarte mit einer getragenen Längengraden. Ein System von zehn auf dem Nordpol Karte befestigten Zeigern dreht sich in 24 Stunden einmal um eine eigene Achse. Sieben Zeiger geben für sieben Weltgegenden genaue Zeit an, die drei restlichen lassen die Abweichung von mitteleuropäischen Zeit erkennen.

Jahresgabe der Winckelmann-Gesellschaft. Die Winckelmann-Gesellschaft in Stendal hat jetzt ihre 3. Jahresgabe, für 1943 und 1944, fertiggestellt: Römische Briefe des Kunstschriftstellers Carl Ludwig Fernow an seinen bekannten Freund Johann Pohrt aus den Jahren 1793-1798. Der stattliche Band bietet ein ausserordentlich lebendiges und vielseitiges Bild der damaligen Zeitverhältnisse in Rom und der deutsch-italienischen Kulturbeziehungen. Das Verhältnis Fernows zu Winckelmann wird von Herbert von Einem in einem einleitenden Abschnitt ausführlich behandelt.

Verdi-Theater Triest

Dienstag, 23., 18.15 Uhr: «Rigoletto»
Donnerstag, 25., 18.15 Uhr: «Rigoletto»
Samstag, 27., 17.30 Uhr: «La Boheme»
Sonntag, 28., 16.— Uhr: «Rigoletto»

BIBLIOTECA COMUNALE TRIESTE

Wirtschaft

USA braucht auch neue Fabriken

Die neue Phase des Produktionsprogramms der USA ist, wie aus New York gemeldet wird, überraschenderweise gekennzeichnet durch ein Wiedererscheinen des Fabrikbaustadiums, das seit Ende 1943 als abgeschlossen gegolten hatte. Die plötzlich auftauchenden Pläne für den Bau neuer Fabriken beziehen sich in erster Linie auf die Reifen- und Munitionsherstellung. Der Reifenverbrauch ist stark unterschätzt worden, denn die synthetischen Reifen sind an den Fronten einer überaus starken Beanspruchung ausgesetzt. Die Herstellung von Reifen für Militärfahrzeuge ist zunächst von 4,1 auf 5,7 Millionen und jetzt sogar auf 6,7 Millionen vierteljährlich heraufgesetzt worden. Man hofft, die letztgenannte Zahl gegen Ende 1945 erreichen zu können. Die neuen Reifenfabriken sollen 50 Millionen Dollar kosten, befinden sich jedoch vorläufig noch im Entwurfsstadium, so dass die Produktion nicht vor Herbst 1945 aufgenommen werden kann.

Das Erweiterungsprogramm für die Herstellung von Granaten und Minenwerfern sowie von Kleinwaffenmunition wird noch vom Kriegsproduktionsamt und von der Bundesbehörde für den Arbeitseinsatz geprüft. Es kommen ein Kapitalaufwand von 200 Millionen Dollar für neue Fabriken und weitere 100 Millionen Dollar für Werkzeugmaschinen und andere Ausrüstungsgegenstände für die neuen Fabriken in Frage, so dass die Ausweitung der Munitionsherstellung zunächst einen Betrag von 300 Millionen Dollar beanspruchen dürfte. Die neuen Fabrikbaupläne bezwecken auch eine stärkere Verteilung der Baufabrikation aus den übernen die Arbeitskräfte noch nicht völlig ausgeschöpft sind.

Veraltete USA-Schiffe für die Alliierten

Reuter meldet aus Washington, dass der Verkauf eines Teiles der amerikanischen Handelsflotte an Grossbritannien von verschiedenen hochstehenden Regierungsvertretern ernstlich in Erwägung gezogen werde. Frankreich und anderen alliierten Nationen dürfte ebenfalls Gelegenheit zum Erwerb von Schiffen gegeben werden. Die Anhänger dieses Planes glaubten, dass der Verkauf oder die Transferierung durch die eine oder die andere Methode ausgearbeitet werden könne, ohne den Anspruch der USA auf Führung in dem die ganze Welt umfassenden Ozeantransport zu bestreiten.

Wo die Alliierten „befreien"

Nach einer Meldung aus Brüssel fehlen für die Fettversorgung Belgiens nicht weniger als 12,5 Millionen Kilogramm Butter. Die ausserordentliche Verknappung hat bereits dazu geführt, dass auf dem Schwarzen Markt das Kilo Butter mit 1200 Franken gehandelt wird. In diesem Zusammenhang wird daran erinnert, dass im Jahre 1943 bereits bis zum September 2,5 Millionen Butter in Kühleinrichtungen für den Winter eingelagert waren. Die Belieferung der Märkte mit Fleisch hat erheblich nachgelassen, da der Viehbestand stark zurückgegangen ist.

Sowjetisches Verkehrswesen

Ein bezeichnendes Licht auf die Zustände im sowjetischen Transportwesen wirft ein Leitartikel der «Prawda», in dem ausgeführt wird, dass viele Rüstungsbetriebe ihre Bahnanlagen vernachlässigen, was zu einem grossen Leerlauf der Eisenbahnwagen führen werde, die oft sechs bis sieben Tage auf den Gleisen stehen blieben. Bis zu 70% Kohle werde durch Handarbeit entladen. Die Nachtarbeit beim Entladen der Kohle sei ungenügend und erreiche nur eine Leistung von 20 % statt wie vorgesehen 40 %.

USA-Anleihen für Europa

Alle Nationen sollen Verzinsung und Tilgung garantieren

BERN

Die amerikanische Finanz drängt Roosevelt, den Weg für ein beispielloses internationales Anleihegeschäft freizumachen. Wallstreet wünscht die Hergabe von langfristigen Anleihen an die besetzten Länder, aber diese Dollarkredite sollen international garantiert werden. Alle «Vereinigten Nationen» müssten für die Dollarmilliarden haften, während die eigentlichen Kreditgeber risikolos die Profite einheimsen.

Das ist der sensationelle Teil der Budget-Botschaft Roosevelts an den Kongress. Wie üblich, hat Roosevelt zwei Tage nach seiner allgemein-politischen Botschaft an den Kongress eine Denkschrift über den Staatshaushalt und die finanzpolitischen Absichten folgen lassen. In dieser Denkschrift, die vom Schatzamt in Washington ausgearbeitet worden ist, fordert Roosevelt Beibehaltung der hohen Steuersätze, neue Kredite in Höhe von 52 Milliarden Dollar (130 Milliarden RM) und Verlängerung des Pacht- und Leihgesetzes. Die wichtigsten Abschnitte betreffen jedoch die internationale Finanzpolitik, die Washington nunmehr zu betreiben gedenkt. Roosevelt fordert seine Verbündeten noch einmal auf, das internationale Währungsabkommen, so wie es die USA vorgeschlagen haben, abzuschliessen. Diese Mahnung richtet sich vornehmlich an England, das bisher eine endgültige Stellungnahme verzögert hat. England ist nicht reich genug, die Goldwährungspolitik der USA mitzumachen, das Kabinett Churchill wagt aber nicht, einen ablehnenden Beschluss zu fassen.

Ungleich wichtiger ist jedoch jener Teil der Rooseveltschen Budget-Botschaft, der sich mit der künftigen amerikanischen Kreditpolitik befasst. Nach der Meinung der USA-Regierung ist der Zeitpunkt für die Ausgabe von Auslandsanleihen grossen Stils gekommen. Seit 1931 hatten die USA auf die Gewährung von Dollaranleihen an Europa verzichtet. Europa erschien nicht als zuverlässiger Schuldner. Soll nun das zerstörte und noch vom Krieg heimgesuchte Europa oder das verarmte England ein sicherer Schuldner sein? Glauben die Wallstreet-Hyänen, dass etwa Frankreich — ein Land ohne politische Ordnung, ohne sichere Grenzen, ohne wirtschaftliches Fundament — heute Dollaranleihen übernehmen, sowie ihre Verzinsung und Tilgung garantieren kann? Der Zweifel gilt nicht minder für Italien, Belgien, Griechenland und andere Staaten.

Es gibt kein unsichereres Geschäft als Dollaranleihen an das von den Amerikanern besetzte Europa. Aber Wallstreet will nicht warten. Irgendwo muss Amerika seine übermässigen Kriegsgewinne investieren. Und es will den Engländern den Rang ablaufen, ehe sich etwa die Londoner City von den Lasten des Krieges erholen könnte. Daher die Eile.

In Washington ist man nun auf den Dreh gekommen, das unübersehbare Risiko, das in einer Kreditgewährung an England oder an besetzte Gebiete liegen würde, auf andere Schultern abzuwälzen. Roosevelt wünscht deshalb, dass diese Dollarmilliarden über die von ihm geforderte Internationale Währungsbank geleitet werden, und er erklärt in seiner Budget-Denkschrift an den Kongress ausdrücklich, dass die der Währungsbank angeschlossenen «Vereinigten Nationen» gemeinsam die Anleihen garantieren müssten.

Frecher ist bisher kein Dollargeschäft ausgedacht worden: Die USA-Banken bereiten Milliarden-Anleihen an vom Krieg heimgesuchte Länder, also an zahlungsunfähige Schuldner vor, einschliesslich England; sie misstrauen mit Recht den Schuldnern und verlangen daher von ihren Verbündeten, dass sie gemeinsam Bürgschaft leisten; um dieses abnorme Finanzgeschäft zustande zu bringen, wird der Präsident der USA beauftragt, in einer Botschaft an den Kongress das Kreditprojekt, das nur einem jüdischen Gehirn entsprungen sein kann, gutzuheissen und die Alliierten zur Eile zu mahnen.

Wenn je, so zeigt sich jetzt: dies ist Wallstreets Krieg!

Ein erfolgreicher Versuch

Wäschewaschen mit Kartoffelwasser

In der hauswirtschaftlichen Abteilung der Staatlichen Versuchsanstalt Pommritz sind erfolgreich verlaufene Versuche der Verwendung von Kartoffelwasser als Waschmittel zur Wäschereinigung gemacht worden. Insbesondere für Woll- und Buntwäsche wurden günstige und wirtschaftliche Möglichkeiten gefunden. Man benutzte sowohl das Abkochwasser geschälter Kartoffeln wie auch das Wasser, das beim Reiben der Kartoffeln für grüne Klösse und Puffer durch Auffangen der Reibmasse im Wasser anfällt. Nach dem Erhitzen des Rohkartoffelwassers bis 85 Grad wurde durch Filtrieren eine völlig klare Lösung gewonnen, die man abkühlen liess. Erst in die abgekühlte Lösung wurden die mit Schmutzlösung bestrichenen und wieder getrockneten Versuchslappen getan, zum Kochen gebracht und zehn Minuten lang auf dem Siedepunkt gehalten. Zum Vergleich arbeitete man daneben mit Lösung von Seifenflocken und Seifenpulver. Bei fünfzehnmaliger Wiederholung des Versuches wurde folgendes Ergebnis festgestellt: Das Schmutzlösungsvermögen der Kartoffelwässer ist grösser als das der Seifenflocken- und Seifenpulver-Lösungen, wogegen der Weissgrad der Versuchsstreifen bei Benutzung von Seifenflocken ein viel höherer, bei Benutzung von Seifenpulver nur um ein geringes höher ist als bei den Kartoffelwässern.

Nach dieser grundsätzlichen Feststellung der Wirkung von Kartoffelwasser als Waschmittel wurde die Eignung für bestimmte Gewebe durch vergleichende Versuche überprüft, insbesondere für Wollsachen und Röcke. Das Resultat war, dass die Kartoffelwässer — als handwarme Flüssigkeiten in der Wirkung auf der gleichen Höhe wie die Seifenlösungen — vorzüglich zum Waschen von Buntwäsche, vor allem aber von Seidenstrümpfen und Wollsachen geeignet sind. Weiter ergab sich, dass ein Aufheben der Kartoffelwässer von einem zum anderen Tage sehr wohl möglich ist, so dass bei einem nicht ausreichenden täglichen Anfall die Menge zweier Tage benutzt werden kann. Auch das Abkochen der rohen, sauber gewaschenen Kartoffelschalen ergibt eine Lösung mit der erwähnten Wirkung. Da man im allgemeinen nicht alle zwei Tage waschen kann, ist es beachtlich, dass man Kartoffelwasser zu konservieren vermag. Abkoch- wie Rohkartoffelwasser lässt sich zu einem feinpulvrigen Rückstand eindampfen. Das so gewonnene Kartoffelwasser-Waschpulver kann man aufheben. Beim Auflösen des Rückstandes in der entsprechenden Menge warmen oder heissen Wassers kann dann im gegebenen Fall eine Laugenflüssigkeit in gewünschter Menge und von beliebiger Konzentration bereitet werden. Auch für Grossverbraucher wie Kasernen, Kantinen, Krankenhäuser, Lazarette usw., ist das neue Seifenaustauschverfahren sicher von erheblichem Interesse.

UNSER AUSLANDSBERICHT

Roosevelt der Übermilitarist

England wird an die Wand gedrückt

LISSABON

Die Pläne des amerikanischen Weltimperialismus, die darauf hinzielen, nach dem Kriege ein hemmungsloses Wettrüsten anzubahnen und die damit eine Grundlage für neue kriegerische Verwicklungen schaffen müssen, werden jetzt von dem USA-Journalisten Thomas Thompson mit allen Einzelheiten in dem Dezemberheft der bekannten New Yorker Zeitschrift «Readers Digest» offen dargelegt. Thompson, der gute Beziehungen zum Washingtoner Kriegs- und Marineministerium unterhält, teilt dabei mit, dass bereits seit einiger Zeit drei umfangreiche Kommissionen des amerikanischen Heeres, der Luftwaffe sowie der Kriegsmarine unter der Führung der Generale Tompkings und Harald Georges sowie des Admirals Yarnell in engster Zusammenarbeit mit den zuständigen Ministerien und den Generalstäben an der Arbeit sind, bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitete Pläne für den Ausbau der amerikanischen Militärmacht in der Nachkriegszeit aufzustellen, um den USA die Möglichkeit zu geben, ihre Machtpolitik jederzeit militärisch unterstützen zu können. Es ist äusserst kennzeichnend, dass dieses Rüstungsprogramm in seiner ganzen Anlage darauf abgestellt ist, den Vorsprung des USA-Militarismus vor England nicht nur zu halten, sondern noch stark zu vergrössern. Dabei schert es die Pläneschmiede in Washington nur wenig, dass, wie der amerikanische Journalist selbst von vornherein zugeben muss, die Durchführung dieser Vorhaben dem amerikanischen Volk viel Schweiss und Tränen kosten würde.

Die amerikanische Nachkriegsmilitärmacht soll einen ausgesprochen offensiven Charakter tragen. Amerika werde, so bestätigt der USA-Journalist «unter allen Umständen danach trachten, die modernste und einsatzstärkste Armee, Luftwaffe und Flotte zu besitzen, für die ausserhalb der westlichen Hemisphäre ein weitgehendes Stützpunktsystem geplant wurde». Thompson nennt dabei als feste und ständige militärische Stützpunkte Trinidad, Portorico, Kuba, Brasilien, Neufundland und Labrador, kündigt aber gleichzeitig an, dass die amerikanischen Pläne dahingehen, durch Vereinbarung auf «gegenseitiger Grundlage» Stützpunkte in England, Australien, Neuseeland und anderen Gebieten zu erwerben und wenn möglich auch einen Einfluss auf die kanarischen und Cap Verdischen Inseln zu gewinnen.

Gleichzeitig mit dieser umfassenden militärischen Machtaufrüstung ist eine enge Zusammenarbeit zwischen der Armee und der USA-Wissenschaft vorgesehen, um jederzeit die neuesten Erfindungen militärisch auszunutzen. Auch ein grosser Teil der gegenwärtig für die Rüstungsindustrie arbeitenden Fabriken soll nach dem Kriege «in Reserve» gehalten werden. Besonders aufschlussreich ist das Eingeständnis Thompsons, das der amerikanische Nachrichten- und Spionagedienst in grösserem Masse ausgebaut und über die ganze Welt erstreckt werden wird, damit die USA «ständig darüber unterrichtet sind, was in den Armeen, den Kriegsflotten und Luftstreitkräften der Welt vor sich geht und geplant wird».

Diese Mitteilungen des amerikanischen Journalisten sind im höchsten Masse wertvoll und lassen keinen Zweifel darüber, dass die Washingtoner Plutokratie fest entschlossen ist, die Welt, soweit sie nicht den Sowjets ausgeliefert werden würde, unter die Machtherrschaft amerikanischer Bajonette zu stellen, um sie ungestört und ungehindert auszubeuten, wenn ihr dazu die Gelegenheit gegeben werden sollte. Von den viel gerühmten Grundsätzen der vier Freiheiten und des Selbstbestimmungsrechts der Völker ist keine Rede mehr. Stattdessen offenbart sich in brutaler Offenheit der Machthunger des Washingtoner Kapitals, das sich zum Weltsklavenhalter aufschwingen möchte. Gewiss werden diese Pläne als typische Milchmädchen-Rechnung der Wallstreet-Plutokraten auf dem Papier bleiben. Sie zeigen aber die ganze Massiosigkeit des Vernichtungswillens, mit der die Rooseveltklique gegebenenfalls nicht nur gegen Deutschland und Japan, sondern auch gegen ihren englischen Verbündeten vorzugehen entschlossen ist, solange er über eine Macht verfügt, die es ihm erlauben würde, unter Umständen eine eigene, machthungrige Politik zu führen.

ws.

Sport

Wintersport-Termine

Einige sächsische Sportkreise haben ihre Winter-Sporttermine bekanntgegeben. So werden noch im Januar die Dresdner Meisterschaften im Langlauf über 10 und 5 km in Zinnwald ausgetragen. Zu gleicher Zeit sind die Titelwettbewerber des Sportkreises Rochlitz im 10-km-Langlauf und des Sportkreise Flöha in der nordischen und alpinen Kombination in Augustusburg. Zugleich mit den Alterskämpfen werden die Meisterschaften der einzelnen Banne durchgeführt. Das Gebiet Hochland hat zur Teilnahme an einer Eis-Hockey-Meisterschaft für die Hitlerjugend das deutsche Jungvolk aufgerufen. Die Teilnahme ist mit acht Bann-Mannschaften der HJ und vier Einheiten der Pimpfe ausgezeichnet ausgefallen. Die Vorrunde wird auf dem Wesslinger See starten.

Sport wirkt Wunder!

Leibesübungen im Dienst der ärztlichen Kunst

Breslau 1938

Als in jenen erlebnisreichen Feststunden des deutschen Sports im Hochsommer des Jahres 1938 der Führer die mitreissende Kundgebung mit der Parole beschloss: «Schafft mir ein VOLK in LEIBESUEBUNGEN!» da stürmten ihm heiss und flammend die Herzen der gesamten deutschen Turn- und Sportbewegung entgegen. Adolf Hitler gab der in seiner Zeit als «reichsgefährlich» erachteten Idee des Freiheitskämpfers Friedrich Ludwig JAHN, eine unerschöpfliche Grundlage, nämlich das deutsche Volk selbst. Welch ein Wandel in knapp 100 Jahren.

Kaum waren im Osten seine bedeutsamen und richtungweisenden Worte verhallt, da begann schon der NSRL mit beispielloser Energie den Befehl des Führers, das Vermächtnis JAHNS, in die grosse Volksgemeinschaft zu tragen.

Die bereits nach Millionen zählende Turn- und Sportorganisation, welche in einer unübertrefflichen Beweisführung im Olympiajahr 1936 ein bezwingendes Leistungsvermögen offenbart hatte, war wirklich berufen, auch diese zweite gewaltige Volksaufgabe unter der Strategie des genialen, leider um Jahrzehnte zu früh verschiedenen Reichssportführers von TSCHAMMER und OSTEN zu gestalten und schliesslich zu verwirklichen.

Kulturgut der Nation

Es ging um die Gesundheit des deutschen Volkes, um die Idealisierung der Lebensauffassung eines jeden einzelnen. Der Gedanke einer kerngesunden Familiengemeinschaft musste alles andere überstrahlen.

Die Städte zogen — sich in der Planung gegenseitig überbietend — die tüchtigsten Architekten zu Rate, um der Jugend die besten und schönsten Sportplätze und Turnhallen zu erstellen. Der Wille des Führers änderte das Stadtbild. Die Uebungsstätten des deutschen Sports standen an der Spitze des Bauprogramms. Der Dorfälteste zerbrach sich förmlich den Kopf darüber, wo er das Wasser für die an einen bestimmten Termin gebundene Fertigstellung der Badeanstalt hernehmen sollte!

In grossen Propagandaschriften sprach man von der Verpflichtung eines jeden deutschen Staatsbürgers der Nation gegenüber. TURNEN, SPORT und SPIEL sollten von nun an zur selbstverständlichen Lebensgewohnheit gehören. Die Schule fügte auch die 6. Turnstunde in ihr Wochenprogramm ein. Alle Parteiorganisationen taten ihr Bestes für die Idee der Leibesübungen. Selbst die Betriebe standen im Banne des neuen Lebensstiles. Die Vereinsführungen gaben die Leistungsabteilungen mit allen Vollmachten in die Hand ihrer Spezialisten und beschäftigten sich nur noch ausschliessich mit Breitenarbeit und Uebungsleiterschulung.

Der NSRL gab sein Herz dem Volk, ihn interessierten die Hunderttausend des Olympiastadions mehr als die 22 Ballkünstler auf dem grünen Rasen. Die riesigen Einnahme förderten Organisation und Propaganda und rechfertigten jene, die für sie arbeiteten.

Von TSCHAMER und OSTEN überraschte die Fachwelt immer wieder mit neuen Werbeideen. Es ging um eine der grössten Friedensaufgaben überhaupt, um die Steigerung der Volkskraft der Nation.

«Weitermachen!»

Nur die ersten Kriegstage brachten ein kurzes «Auf der Stelle — Halt!», weil man auf einen neuen, anderen Führerbefehl wartete. Er blieb derselbe! Adolf Hitler verfügte: «WEITERMACHEN!» Die Jungen zogen ins Feld, die Alten gaben freiwillig auch die knappste Minute ihrer geringen Freizeit für das Ideal ihres Lebens. Und noch im 6. Kriegsjahr blättert der greise Vereinsführer in den «RICHTLINIEN — aus dem Turnfestjahre 1938!

Und wieder eine neue Aufgabe!

Als die Heimatlazarette die ersten Verwundeten unseres gewaltigen Freiheitsringens im September 1939 aufnahmen, da stand schon der ewig junge Oberfeldart Dr. MALLWITZ, der alte Olympionike von ATHEN im Vorzimmer des Reichssportführers. Was diese beiden Männer damals miteinander besprachen, das gipfelte ausnahmslos in dem Gedanken, dass nunmehr die Betreuung der Verwundeten die Herzensangelegenheit des deutschen Sports zu sein hat!

Ueberraschende Ergebnisse

Die These «VERWUNDETENSPORT» war für Dr. Mallwitz, einem der ersten Sportärzte Deutschlands, nicht mehr neu. Dieses Wort war dem begabten Truppenarzt des Weltkrieges schon 1916 vertraut geworden. Man sah in ihm damals gemeinsam mit Generalarzt Prof. Dr. GEBHARDT, dem späteren Schöpfer des Sportsanatoriums HOHENLYCHEN, den unentwegen Pionier jenes umwälzenden Gedankens, den Sport in den Heilungs- und Genesungsprozess des Verwundeten mit einzubeziehen. Dr. MALLWITZ konnte sich dabei in der Begründung seiner Behandlungsvorstellung auf Ergebnisse stützen, die ohne die zweckgemählte Gymnastik niemals hätten erreicht werden können.

Musterlazarett als Wegweiser

Von TSCHAMMER und OSTEN, selbst kriegsbeschädigt, gab dieser denkwürdigen Unterredung die krönende Bedeutung, indem er mit seiner ganzen Person für eine Sache eintrat, die heute bereits in jedem Heimatlazarett in der ärztlichen Nachbehandlung feste und prägnante Formen angenommen hat.

Der Oberfeldarzt erhielt unmittelbar darauf von der Heeresführung den Auftrag, in einem Musterlazarett mit einem hervorragenden Stab von Spezial- und Fachärzten in Gemeinschaft mit ausgewählten Sportlehrern aus der Praxis für die Praxis schulungsmässig die Grundlagen für das gesamte Reichsgebiet zu erarbeiten. Was dort unter seiner Regie geleistet wurde, ist in der Tat würdig, um in die Analen der deutschen Aerztekunst einzugehen. Und zwar in zweierlei Hinsicht:

1. Die «WIEDERGEBURT des Schwerstverwundeten selbst.

2. Eine lehrbuchmässige Erfassung der medizinisch höchst bedeutsamen Materie.

Schlagball bis Saunabad

Alles nur Erdenkliche an sportlichem Hilfsgerät war vorhanden oder wurde durch die immer wieder neuen Erfahrungseindrücke geschaffen. Betonenswerterweise jedoch nicht in der Form, dass man vielleicht bei der Besichtigung der Lazarettanlage staunend die Leistungen grosser Architekten und Handwerksmeister hätte bewundern müssen. Nein! Es war alles so schlicht und einfach zum grossen Teil mit den Verwundeten selbst von der Turnhalle bis zu der Uebungsbahn der Beinamputierten und Nervenverletzten geschaffen worden, ganz zu schweigen von dem Sportplatz, dass jedes andere deutsche Lazarett in der Lage war, diese erprobten und bewährten Baumassnahmen in ähnlicher Weise durchzuführen. Und darauf kam es ja in der Hauptsache an.

Dennoch siegte der Wille!

Gewiss, ich habe mich als Sportlehrer des Hamburger Sportvereins unbändig darüber gefreut, als der H. S. V. bei den deutschen Meisterschaften die 4×400 m-Staffel gewann. Aber das Erlebnis des gigantischen Ringens meines schwerstverwundeten Kameraden Julius Hofer um seiner jungen Frau und seiner beiden Kinder willen war so einmalig und unerreichbar ergreifend, dass die Erinnerung selbst jene grosse Sportmeisterschaft als zweit- oder drittrangig bei einer derartigen Abwägung bewertet. Julius Hofer, der als deutscher Pionier bei einem schwierigen Unternehmen gegen den Feind beide Beine verlor (bis etwa 10 cm oberhalb der Kniegelenke) und drei Finger der rechten Hand einbüsste, verlässt eines Tages allein, ohne jede Hilfe, das Lazarett- und geht nach Hause!

Was aber seit dem Tage seiner Verwundung bis zu diesem grossen Sieg gegen ALLES sich abspielte, ist der Triumpf einer zutiefst bewegenden Willensäusserung. Ich habe seinen Kampf Tag für Tag verfolgt und versprach's der Gattin, dem Julius später einmal diese Aufzeichnungen als Widmung zu überreichen.

In der Erinnerung drängt sich immer wieder jene Stunde unvergesslich hervor, als der Hofer, über und über in Schweiss gebadet, in anstrengender und schmerzhafter Gymnastikfolge sein Sonderpensum absolviert und plötzlich — wie vom Winde hineingetragen — seine geliebte, junge gottgewollt hübsche Frau vor uns steht. Mir war's, als wenn sein Herz aufgehört hätte zu schlagen. Seine erregten Gesichtszüge nahmen unmittelbar einen fremdartigen, aber doch so ergreifenden Ausdruck an, dass ich für Sekunden schwer um die notwendig würdige Beherrschung dieser wahrhaft dramatischen Situation ringen musste. Keuchend, noch erschöpft von der körperlichen Anstrengung der gestellten Aufgaben, kam es leise, mit kaum wahrnehmbarer Stimme hervor:

«Um des Himmels Willen, ERIKA, was tust Du hier! Du sollst, Du darfst das doch nicht sehen!... Ich habe Dich und die Kinder zu lieb! Ich muss es schaffen!»

Die Gewalt der unermesslichen Ergriffenheit seiner Lebensgefährtin fühlend, lasse ich diese Menschen allein. Es war für sie beide die grösste Stunde ihres gemeinsamen Lebens!

Ich habe dann noch einmal wieder die behutsam geöffnete Tür geschlossen und draussen treue Wacht gehalten, damit niemand diese beiden glücklichen Menschen störe.

Die letzte Unterrichtsstunde für die Kopferletzten fiel aus!...

Heino Bövers

Rundfunk im Küstenland

Sonntag, 21. Jannar

Sender Triest. (M. 263,2 Kc/s 1140). 11: Opernmusik. 12: Mittagskonzert. 14.15: Allerlei von 2 bis 3. 15.30: Slowenische Kulturstunde. 16: Deutsche Soldatenstunde. 17.10: Nachmittagskonzert. 18: Sinfoniekonzert. 19.30: Opernmusik. 20.30: «Friederike», Operette von F. Lehar.

Amtliches

Würze nicht Einheitstype

Die Leitung des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass sämtliche sich noch bei den Verteilern befindlichen Bestände an Würze nicht Einheitstype «Ampelea» frei verkauft werden müssen, und zwar zu dem bereits festgesetzten Preis von L. 19.— für 2 Dosen zu je 120 gr netto.

Triest, den 20. Januar 1945.

Der Direktor
(Augusto Mainerl)

Verteilung von Trockenhefe

Die Leitung des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass ab sofort in der Gemeinde Triest eine Verteilung von Trockenhefe zur Brotherstellung im Ausmasse von einem Päckchen zu 10 gr. pro Kopf erfolgt. Der Bezug erfolgt mit den Abschnitten 145 und 146 der Karte für verschiedene Lebensmittel X. Ausgabe. Verteilungspreis L. 1.60 das Päckchen.

Triest, den 20. Januar 1945.

Der Direktor
(Augusto Mainerl)

Kino u. Varieté

* = Film in deutscher Sprache.

Triest

SOLDATENKINO. 16 u. 19 Uhr: «Der Liebe Augustin». *
DEUTSCHES HAUS. 16 u. 19.30 Uhr: «Das grosse Spiel — Montag 19.30 Uhr: «Der Fall Reiner». *
FENICE. 14: «Bitte vorgehen!». Auf der Bühne Varieté.
NAZIONALE. 14.15: «Die erste Frau, die vorüber kommt» mit A. Valli, L. Marambach, V. Collande. *
FILODRAMMATICO. 14: «Ich verlasse dich niemals», mit P. Wessely. Auf der Bühne Ensemble Cecchelin.
VERCINEMA. 14: «Sieben Briefe» mit O. W. Fischer P. Kemp. *
ITALIA. 14: «Tödlicher Frühling» mit Katalin Karany, Javor Pal.
IMPERO. 14: «Drei Mädchen suchen einen Mann», mit C. del Poggio, Vera Bergmann, D. Galli, A. Gandusio.

Udine

PUCCINI. 14: «Erwachen».
ODEON. 14: «Träumerei». *
GARIBALDI. 14: «Erbschaft in Ausicht».
IMPERO. 14: «Lebe mit Deiner Liebe».
VARIELI. 14: «Glücklose Engel».

Laibach

KINO SLOGA. 16 und 18 Uhr: «Der Blaufuchs» mit Zarah Leander, Willy Birgel. *
KINO UNION: «Meine Freundin Josefine», Hilde Krahl, Paul Hubschmid, Fita Benkhoff. *
KINO MATICA: «Aufruhr der Herzen», Lotte Koch, Rudolf Prack. *

Stellenangebote

Wir suchen einen kaufm.
MITARBEITER
der in der Haus- und Materialverwaltung, ebenso in der Materialbeschaffung eingesetzt werden soll. Der Bewerber muss perfekt deutsch und italienisch sprechen, organisatorisch gewandt und tatkräftig sein, um sich durchsetzen zu können. Gefl. schriftliche Bewerbungen mit Angabe der bisherigen Tätigkeit, Eintrittstermin und Gehaltsansprüche sind zu richten an «Deutsche Adria-Zeitung», Verlagsleitung, Triest.

Stellengesuche

Ehemalige Erzieherin, kinderlieb, in Haushalt und Küche sehr bewandert, sucht passenden Wirkungskreis in Familie, Triest oder Umgebung. Deutsch-ital. Sprachkenntnisse. Anfragen unter Nr. 1117 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Junge Triestinerin, deutsche Sprachkenntnisse wünscht Stellung bei deutscher Dienststelle. Angebote unter Nr. 1115 an die «Deutsche Adria-Zeitung».

Mietgesuche

Möbliertes Zimmer mit Telefon und Badbenutzung sucht leitender Angestellter einer deutschen Dienststelle. Angebote unter Nr. 1002 an die «Deutsche Adria-Zeitung».

Verkäufe

Verkaufe: Klaviernoten (Opern, Klassiker), Romane, Naturgeschichte der Pflanzenwelt von Dr. Willkomm-Schubert, les Merveilles du Monde, Wörterbuch Riguttini-Bulle, eine Zither, Daunen, 3 Lauftteppiche. Piccardi 32, Tür 6: Tel. 91-716.

Chow-Chow Hunde (Chinesische Wolfshunde) zu verkaufen. Telef. 52-01 von 13 bis 15 Uhr.

Ankäufe

Druckerei Bernardi
kauft alte nicht mehr brauchbare Stempel
TRIEST
Via Mazzini 44, Tel. 93-667

Unterricht

Dame mit guten Kenntnissen in deutscher Sprache erteilt Konversation in italienischer Sprache. Angebote unter Nr. 1114 an die «Deutsche Adria-Zeitung».

Heiraten

Vermögender Herr,
Sportler, 40 Jahre alt, sucht Bekanntschaft mit selbständiger, hübscher jg. Dame aus gutem Hause, grosse Gestalt, 25-28 Jahre alt (Vermögen nicht erwünscht). Bei Zuneigung spätere Ehe nicht ausgeschlossen. Bildangebote unter: Wien Nr. 1118 an die Deutsche Adria-Zeitung, Triest.

Geschäftsanzeigen

EUGENIO ZOLIA
Haus im Jahre 1927 gegründet
Import und Export von chemischen Produkten und Nahrungsmitteln
TRIEST
Via Valdirivo 14 - Telef. 29-607

AGENZIA MARITTIMA - UMAGO
Rederei-agentur - Seetransporte Triest-Umago-Triest
Adresse in Triest:
Agenzia Marittima PERNA
Via Mazzini Nr. 20 - Telef. 51-15

Borsatti
Juwelier und Uhrmacher Corso E. Muti 39

Industrie - Handel
Technische Geräte
A. Quintavalle S. A.
KAPITAL 1 000 000 LIRE
TRIEST
Telefon 68 38
Werkzeuge zur Metall- und Holzbearbeitung

Konditorei und Bäckerei
SILVIO GIORGINI
Piazza dell'Impero Nr. 16 Telef. 93-839

Uhrmacher- und Juweliergeschäft
DANTE
Uhren und andere Geschenkartikel
Reparaturen
Largo Santorio 5 Telefon 66 28

Transport-Möglichkeiten mit LKW.
K. & N.
ab Triest oder anderen Plätzen nach allen Richtungen bietet
Kühne & Nagel
Triest
Via M. T. Cicerone Nr. 6a
Abteilung Autotransporte
Telefon 77-25

Wohin in Triest?
Empfehlenswerte Gaststätten und Kaffees

Restaurant
Spatenbräu
TRIEST
Via C. Ghega 7
Telefon 80-31

Trattoria PANADA
TRIEST
Via G. Rossini Nr. 10
Inhaber: MODRICH

RESTAURANT
ZUR POST
Via G. Galatti Nr. 18

Café Specchi
PIAZZA UNITA'
Täglich Konzert
von 17.30 bis 21.30

Café Dante
VIA CARDUCCI Nr. 8
Täglich Konzert
von 18 bis 22

Gute Fachgeschäfte in Triest

Lederwaren

Silla Giuseppe
SATTLEREI
u. LEDERHANDLUNG
Piazza G. Neri 4

Ferdinando Grava
TRIEST, Via Fabio Nordio Nr. 6
Verkauf von eigenen Ledererzeugnissen wie Taschen, Brieftaschen usw.

Papierhandlung

Carlo Glessich
Triest
Papiergrosshandlung
Papierwarenfabrik
Buchdruckerei
gegründet im Jahre 1869

F.A.C.A.D.
PAPIERHANDLUNG
VIA CAVANA Nr. 14
TEL. 3705

Uhrmacher

Giusto Trevisan
CORSO E. MUTI 39
TELEF. 94-018
Uhrmacher u. Goldschmied
Juweliergeschäft
Grösste Auswahl
Eigene Reparaturwerkstätte

Uhrmacher- und Juweliergeschäft
Buda
REPARATUREN
BESTELLUNGEN
PIAZZA IMPERO

Gastone TREVISAN
UHRMACHER - GOLDSCHMIED
REPARATUREN
CORSO GARIBALDI 5

Verschiedenes

UMBERTO BASSI
Triest, Via S. Nicolò 8
Anfertigung von Etuis für Schreibmaschinen, optische, ärztliche und mechanische Instrumente usw.

Wäschereien

Wäscherei-Färberei
RUSTIA
TRIEST
Via Massimo D'Azeglio 11

in FIUME
Elektrogeräte

G. FRIZZOLI
Elektrische Geräte
Corso 15 — FIUME — Tel. 479

Kennt ihr noch die «Bacoli»?

Eine Rückschau auf Triest's Milizbataillon im 18. Jahrhundert / Von Victor Orsini

Man schrieb das Jahr 1765, als die Kaiserin Maria Theresia verfügte, dass in Triest zum Schutze der Stadt ein Miliz-Bataillon aufzustellen sei. Die Bestimmungen, die die Kaiserin mit dieser Anordnung erliess, waren sehr grosszügig. Sie räumten den Triestinern Rechte, ein, die schon damals etwas Aussergewöhnliches darstellten, und nach denen die Triester Bürger z.B. von der allgemeinen Militärdienstpflicht befreit wurden. Sie hatten nur aus ihrer Bürgerschaft Mannschaften und Offiziere für eben dieses Miliz-Bataillon zu stellen.

Die Triestiner erwiesen sich der Kaiserin gegenüber als dankbar. Während seines mehr als hundertjährigen Bestehens hat sich die Miliz in Krieg und Frieden durch Schneidigkeit und Draufgängertum ausgezeichnet. Es waren raufluslustige Burschen, die damals in ihr dienten, zumeist Bauernsöhne aus Opicina, Barcola, Prosecco, San Giovanni, Basovizza und den anderen Dörfern der Umgebung. Es war nämlich, wie wir später noch sehen werden, festgelegt, dass nur Söhne von Grundbesitzern bei der Miliz dienen konnten, sofern sie den körperlichen Anforderungen entsprachen. Die Auswahl der zum Dienst herangezogenen Bauernsöhne war sehr scharf. Jeder, der eintreten wollte, musste eine gewisse Grösse haben, und auch sonst gut bei Kräften sein. Es ging damals ein geflügeltes Wort um, nachdem das Miliz-Bataillon keine «Crepaline», auf deutsch Krepierlinge, in seinen Reihen haben wollte. Es kam so weit, dass man in Triest von den Soldaten des Miliz-Bataillons allerlei Märchen über ihre Bärenkräfte zu erzählen wusste. So prägte man den Ausdruck: «Jeder Faustschlag — ein Begräbnis.»

Justa!... warum so eilig? Denk' es dir! — Gestern abends kam der Mitschêl etwas lustig nach Hause — und heute steht er Ehrenposten vor dem Hotel de la Ville für einen General, da muss ich ihm schnell das Gewehr hintragen...
Zeichnungen: Prof. Ranzatto

Im Triester Volksmund wurden die Angehörigen des Miliz-Bataillons «Bacoli» genannt, wie alles in Triest seinen Spitznamen hatte und noch heute hat. Diese Bezeichnung hat ihren Ursprung in der Uniform der Milizmänner. Sie trugen die Nationaltracht der um Triest ansässigen Bauern, nämlich weisse Strümpfe mit schwarzer Kniehose, eine schwarze Jacke und einen schwarzen Hut. Sie waren also fast ganz in Schwarz gekleidet und der Triester Sinn für Humor verglich sie mit den Küchenschaben oder Blatten, die man noch heute im Volksmund «Bacoli» nennt. Die Offiziere des Bataillons waren wohlhabende und intelligente Grundbesitzer aus der Umgebung oder aus Triest selbst. Eine Zeit hindurch war Herr Burgstaller, der in Banne einen grossen Besitz und den ausgedehnten Eichenwald sein Eigen nannte. Kommandeur und etliche Jahre lang war sein Sohn Bataillonsadjutant.

Die «Bacoli» waren als gewissenhaft, streng und verlässlich im Dienste bekannt und sie genossen weit über die Mauern Triests hinaus bei der Bevölkerung einen heillosen Respekt — obgleich sie sich hie und da einen Soldatenstreich erlaubten und ihre eigene Auffassung von Disziplin hatten, wie unsere Bilder zeigen. Ihre soldatische Haltung wurde auch von den Wiener Kommandobehörden anerkannt und mit gewissen Freiheiten belohnt. So z.B. gab es im Miliz-Bataillon keine Prügelstrafe, obwohl sie damals in allen Heeren noch üblich war.

Es war aber auch kein Wunder, dass sich die «Bacolis» als Elitetruppe betrachteten. Sie wurden im Jahre 1848-49 und 1859 wegen besonderer Tapferkeit öfters öffentlich belobigt und auch der soldatische Kaiser Franz Josef I. liess ihnen insofern eine besondere Auszeichnung zuteil werden, dass er sie am 29. April 1860 einem Jägerbataillon, also seinen Eliteformationen, gleichstellte.

Nach dem Dienstreglement war das Bataillon zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der Zone der reichsunmittelbaren Stadt Triest einzusetzen. Für Kriegszeiten traf diese Aufgabe in erhöhtem Masse zu, doch konnten die «Bacolis» auf Verlangen des kd und k. Militärkommandos dann auch zur Küstenverteidigung und zum Garnisonsdienst herangezogen werden. Allerdings bestimmten die Statuten, dass sie bei der Küstenabwehr auf alle Fälle nur im Stadtbereich von Triest einzusetzen seien. Artikel 2 des Reglements bestimmte, dass die damals sogenannte Territorial-Miliz aus einem Bataillon von sechs Kompanien zu bestehen hatte, dessen Kommandeur in der k. und k. Armee gedient haben musste und vom Kaiser selbst ernannt wurde. Vom Oberjäger abwärts bestand das Bataillon in der Regel aus eingeborenen Grund und Boden besitzenden Landleuten des Gebietes der Stadt Triest. Die Dienstpflicht dauerte vom 18. bis 45. Lebensjahre.

Die als Offiziere aufzunehmenden Männer mussten unbescholtenen Rufes und möglichst unabhängig sein und das militärpflichtige Alter überschritten haben. Ferner durften sie in keinerlei Staatsdiensten stehen, oder sonstige öffentliche Aemter einnehmn. Die Militärgeistlichen wurden direkt vom Bischof ernannt. Die Aufnahme der Mannschaft geschah durch eine förmliche Musterung. Der Diensteid war ähnlich dem des k. und k. Heeres und wurde vom Kommandeur in die Hände des Statthalters im Beissin des Stadtkommandanten und Bürgermeisters abgelegt.

Die «Bacoli» auf Patrouille

Der Dienst der «Bacoli» vollzog sich in Friedenszeiten nur an den Sonntagen. Dann wurden die Männer zum Exerzieren herangezogen, das damals auf einer Wiese stattfand, die sich auf dem Grundstück des heutigen grossen Spitals befand. In Friedenszeiten hatten weder Offiziere noch Mannschaften eine Löhnung.

Wie sehr die «Bacoli» vom Korpsgeist erfüllt waren und zusammenhielten, beweist die Tatsache, dass sie sogar eine eigene humoristische Zeitung drucken liessen. Sie wurde von dem Schriftsetzer Martelanc aus Barcola herausgegeben und trug den bezeichnenden Titel: «Der Georg mit dem Gewehr». Noch viele Jahre nach der Auflösung des Bataillons erschien dieses Blättchen und erfreute sich in Triest und Umgebung grösster Beliebtheit.

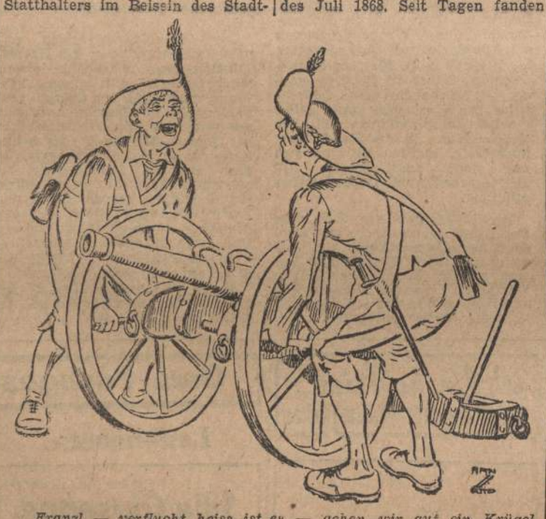
Der Hass zwischen den Bauern und den Städtern wuchs immer mehr, besonders weil die Miliz, als gesetzlich berufene Truppe auf Verlangen der Stadthalterei immer wieder zur Niederhaltung gesetzeswidriger Kundgebungen und Unruhen aufgerufen wurde, und dabei ihren soldatischen Pflichten genügte.

So kam es zu den Vorgängen des Juli 1868. Seit Tagen fanden in Triest Unruhen statt, die zuerst gegen den Papst gerichtet waren, dann aber einen geheimen irredentistischen Charakter trugen. Am 13. Juli versahen einige Kompanien des Bataillons bei den sogenannten «Volti di Chiozza», an der Ecke der heutigen Via Carducci und Via Battisti, den Sicherheitsdienst. Sie sperrten den Zugang zur Via Battisti und waren durch Staatspolizisten verstärkt. Die lärmende Volksmenge, welche die Tafel des päpstlichen Konsulates in der heutigen Via Filzi entfernt hatte, griff, einmal aus der Ruhe gebracht, den sorgsam genährten Hass gegen das Bauern-Bataillon auf. Sie begann an den «Bacolis» zunächst mit Schimpfworten, dann aber mit Steinwürfen, ihre Mützchen zu kühlen. Blutend und mit Kot bespritzt, bewahrte die Miliz dennoch Ruhe.

Schliesslich wurde es zu arg. Auf Befehl feuerten die «Bacolis» eine Warnungssalve in die Luft. Auch das half nichts. Als immer mehr Leute durch den Tumult und die Schlägereien verwundet wurden, zog Baron Bresziani den Säbel und befahl Feuer und Angriff auf die Menge. Der dramatische Zwischenfall hatte zwei Tote und 24 Verwundete zur Folge — wodurch bewiesen ist, dass die wenigsten Soldaten in die Menge schossen, denn sonst wären die Opfer ungemein grösser gewesen.

Am Tage darauf versuchte man die «Bacoli» auf der Wache im Gemeindehaus einzeln zu entwaffnen. Alle diese Vorfälle hatten natürlich einen politischen Nachklang. Das Haus Habsburg, durch die vorangegangenen Kriege geschwächt, und in einer politisch bedrängten Lage, befahl zur Beruhigung der aufrührerischen Elemente in Triest — gewiss nicht leichten Herzens — die Auflösung der «Bacolis».

Am Sonntag den 23. Juli 1868 trat das Bataillon zum letzten Mal in Opicina vollzählig an. Nach vorangegangener Parade und Ansprache des Kommandeurs senkte sich die unbescholtene Bataillonsfahne zum letzten Gruss. Einige Offiziere zerbrachen ihre Säbel und viele der Mannschaften zerschlugen die Gewehre. Acht Tage lang ertranken die «Bacoli» ihre gekränkte Soldatenehre in Bächen von Wein, hielten sich in umliegenden Dörfern auf und schämten sich nach Haus zu gehen. Damit fand die Geschichte eines ruhmreichen Triester Miliz-Bataillons ihr Ende. Heute aber noch leben die Erinnerungen an die «Bacoli» in den Erzählungen der Triestiner fort.



Franzl — verflucht heiss ist es — gehen wir auf ein Krügel Bier «zum Toni»...
Jakez — bist du verrückt! Da kann uns einer die Kanone wegstehlen...
Na dann komm' 'mal her! Versuchen wir jeder bei einem Rade ob wir sie aufheben können! Siehst wir zwei so starke Kerle können sie nicht einmal aufheben... wer kann sie da stehlen — komm' gehen wir ruhig «zum Toni»...

SIORA MADDALENA

EINE TRIESTER NOVELLE / Von Theodor Däubler

(9. Fortsetzung)

Siora Maddalenas Besuche bei uns mehrten sich abermals. Immer wieder sprach sie von der Emma, von ihrem Tod und anderm Unglück. Eines Tages erschien sie mit vielen Schmucksachen. Alle staunten über den Aufwand der Witwe. Dass sie Geld hatte, munkelte man. Ihre schöne Wohnung hatte sie aber wirklich aufgegeben. Ich musste ihr zweimal Briefe meiner Mutter in einer kleinen Stube im fünften Stock eines alten Hauses zustellen. Was ist mit Ihnen los, Sie haben sich ja so fein gemacht? fragte sie die Mutter. Ja, sagte sehr heiter Siora Maddalena: ich fahre nach Rom und werde dort den Papst sehn. Endlich unternehme ich meine grosse Pilgerreise, für die ich jahrelang gespart habe. Auch nach Assisi will ich gehn und auf den Monte Nero bei Livorno. Den Schmuck habe ich gekauft, um würdig vor den Heiligen Vater treten zu können. — Einige Tage drauf fuhr Siora Maddalena tatsächlich mit drei andern alten Weibern in die ewige Stadt. Als sie zurückkam, sah sie sehr gut, geradezu verjüngt aus. Besonders viel erzählte sie von den Katakomben, von den Grabgewölben unter der Peterskirche. Ausser dem Papst Leo XIII., dessen Pantoffel sie geküsst hatte, muss ihr das Grab Pius IX. den stärksten Eindruck gemacht haben, denn immer wieder berichtete sie davon. Meiner Mutter, obschon Protestantin, hatte sie einen geweihten Rosenkranz aus Assisi mitgebracht, mir und den Schwestern Oeldrucke vom hl. Theodor und hl. Helena. Auch damals war sie festlich geschmückt aufgetreten; dann aber machte sie ihre Besuche wieder in schlechter Kleidung.

Kein halbes Jahr mochte seit Siora Maddalenas Romreise vergangen sein, als sie abermals in schwarzem Seidenkleid und grossem Schmuck bei uns antanzte. Was gab es nun Neues? Sie hatte sich verlobt. Ein fünf Jahre jüngrer Mann, Arbeitsaufseher im Hafen, hatte ihr vorgeschlagen, mit ihr die Tage des Greisentums zu wandeln. Siora Maddalena musste lange hin und her überlegen, wollte zuerst den Rat der Grossmutter, meiner Mutter und der Tante Sally einholen, schliesslich aber hatte sie die Entscheidung selbständig getroffen. Das kleine Zimmer konnte nicht mehr genügen, auch die Wohnung ihres Mannes war zu klein, und so kehrte sie in das Haus der Leichenbeerdigungsanstalt Zimolo zurück. Diesmal aber in den ersten Stock. Wir freuten uns über das junge Glück der alten Kinderfrau. Zur Hochzeit wurde wohl niemand geladen. Es wäre auch niemand hingegangen. Doch ein paar Säckchen Konfetti, wie das in Triest üblich ist, wurden uns zugesandt.

Bald darauf verkaufte mein Vater seine Villa. Er mietete eine Etage in der Stadt. Mehrere Jahre haben wir dort gewohnt. Siora Maddalena hat uns alle paar Monate einmal aufgesucht. Eines Tages kam sie sehr erregt an. Meiner Mutter und mir wollte sie etwas Besondres berichten: das Grab ihrer Emma war umgeschaufelt worden, sie hatte den Tag genau gewusst, die Totengräber von ihrem Kommen benachrichtigt. So war es ihr möglich gewesen, ihrer Tochter Skelett zu sehn, den Schädel in die Hand zu nehmen, ans Herz zu drücken. Meine Mutter war ziemlich entsetzt darüber. Siora Maddalena versicherte uns aber, die Emma wäre ihr in der Nacht erschienen, sie habe ein weisses Gewand mit goldnen Sternen getragen, um der Mutter für diese letzte Liebkosung zu danken.

Allmählich hat Siora Maddalena für uns fast alle Bedeutung verloren. Wir Kinder wuchsen heran, die Kinderfrau musste uns gleichgültig werden. Meine Mutter bekam wohl noch ihre Besuche, hatte lange Besprechungen mit ihr. Wir wollten nicht, dass uns alles das viel angehn sollte. Ich war beinahe erwachsen, als meine Familie nach Wien übersiedelte. Immer mehr wurden die Triester Bekannten Gestalten der Erinnerung. Menschen, die häufiger im Traum auftauchten, als dass sich meine Gedanken mit ihnen beschäftigt hätten. Immer noch war der Markusplatz Hintergrund meiner nächtlichen Gesichte geblieben. Nicht in Triest, in der Lagunenstadt, vor einer phantastischen Markuskirche begegnete ich den Sauren-Gurken-Tanten, den lebhaften Friaulerinnen, der Emma und Siora Maddalena. Hätte man nicht alle diese Figuren für ein Marionettentheater verwenden können? Wohl dachte ich daran, doch zu dieser Ausführung gelangten meine Pläne nicht. Eines Tages bekam meine Mutter einen Brief, in dem Siora Maddalena ihre Ankunft in Wien anzeigte. Sie wollte uns allein besuchen, ihr Mann würde in Triest bleiben. In unserm Hause konnten wir ihr keine Unterkunft bieten, so nahm ich ihr in einem einfachen Hotel ein Zimmer. Wir gaben ihr die Adresse an, abgeholt hat sie niemand. Natürlicherweise besuchte sie uns sofort. Sie war nun uralt geworden, schien aber doch noch rüstig, sogar lebenslustig geblieben zu sein. In Triest, erzählte sie, war alles anders geworden. Die Sauren-Gurken-Tanten hatten uns lange nicht mehr geschrieben, Siora Maddalena hatte sie selten noch einmal gesehn. Paulinens Söhne [illegible] len den Eltern viele Sorgen [illegible] macht haben, besonders der [illegible] habe sich, die ganze Familie [illegible] Schulden gestürzt. Mit den Fr[illegible] rinnen waren sowohl die Sau[illegible] Gurken-Tanten als auch [illegible] Maddalena auseinandergeko[illegible] Zuviel Bösartiges hatten sie [illegible] alle Bekannten verbreitet. Die [illegible] Giulia war noch am Leben, [illegible] Maddalena hasste sie wie zu[illegible] Mit Marie und Antonio, die [illegible] Kinder bekommen hatten, sta[illegible] wir noch in direkter Verbind[illegible] Was da Siora Maddalena mitt[illegible] war uns nicht neu: dieser Fa[illegible] ging es ziemlich gut. Bald äuss[illegible] Siora Maddalena ihren eigentli[illegible] Wiener Wunsch: ich sollte si[illegible] die Kaisergruft unter der Ka[illegible] nerkirche begleiten. Warum h[illegible] ich mich weigern sollen, der a[illegible] Kinderfrau diese Fr[illegible] zu erweisen? Schon am nächs[illegible] Tag frühmorgens traf ich si[illegible] der innern Stadt; wir begaben [illegible] zu den Gräbern der Habsbu[illegible] Alle Särge betastete Siora Ma[illegible] lena, vor dem der Kaiserin M[illegible] Theresia brach sie in Entzü[illegible] aus, niemals hatte sie etwas Sch[illegible] res gesehn. Die Kaiserin Elisab[illegible] war auch vor kurzem beige[illegible] worden, auch vor ihrem Sarkop[illegible] schmolz die alte Frau in Rüh[illegible] ligkeit dahin. Lange durften [illegible] nicht an diesem trüben Orte v[illegible] weilen; der begleitende Kapuzi[illegible] forderte uns zum Verlassen d[illegible] Gruft auf. Draussen angela[illegible] dankte mir Siora Maddalena s[illegible] innig. Der höchste Wunsch ih[illegible] Lebens war nun erfüllt wor[illegible]

(Fortsetzung folgt)

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Von Banditen ermordet. Am vergangenen Mittwoch fielen in der Nähe von Udine in Erfüllung ihrer Pflicht der Feldwebel Carlo Del Rossi und der Zugführer Vitantonio Gaeta vom Italienischen Roten Kreuz in Triest. Von Mörderhand wurden sie aus dem Hinterhalt erschossen und ihre Leichen beraubt.

24 Tabakschwarzhändler angeklagt. Die Wirtschaftspolizei machte eine Razzia in der via Sorgente, wo der Schwarzhandel mit Tabak stark betrieben wird, und stellte 24 Personen fest, gegen die wegen unbefugten Tabakhandels Anklage erhoben wird. — Ferner beschlagnahmte die Wirtschaftspolizei in der Wohnung einer gewissen Dobrilla Ballarin, via della Borsa Nr. 9, eine grosse Menge Tabak, Salz und Streichhölzer.

FRIAUL

Heiratszuschuss erhöht. Das Fürsorgewerk für Kriegswaisen erhöhte den Heiratszuschuss von 1 500 Lire auf 3 000 Lire. Anrecht auf diese Summe haben die Töchter von italienischen Gefallenen, die bis zu ihrem 25. Lebensjahr heiraten.

Dreister Uhrendiebstahl. In der Nacht zum 18. Januar brachen Diebe in das Geschäft des Uhrmachers Romeo Danelutti, via Gemona Nr. 22, ein und entwendeten u. a. 30 Uhren.

VENEDIG

Banditen vor Gericht

Vor dem Kriegsgericht in Mirano hatten sich 13 Bandenangehörige wegen nachweislicher Morde, Raubüberfälle und Attentate auf Angehörige der italienischen Wehrmacht, die zum grossen Teil im vergangenen Herbst in der Gegend von Mirano verübt wurden, zu verantworten. Die Gerichtsverhandlung fand vor einem grossen Publikum statt. Von den Angeklagten wurden zehn zum Tode, einer zu 16 Jahren Zuchthaus und lebenslänglichem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Zwei der Angeklagten wurden wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Die Todesurteile [illegible] den Donnerstag früh vollzog[illegible]

PADUA

Wegen Plünderung verurteilt. [illegible] dem Amtsgericht in Padua [illegible] ten sich der 51jährige An[illegible] Siocarelli und der 38jährige [illegible] nida Giurin wegen Diebstah[illegible] einem bombenbeschädigten [illegible] zu verantworten. Das Gericht [illegible] urteilte beide zu 18 Monaten [illegible] fängnis und 3 000 Lire Geldst[illegible]

TREVISO

Nichtablieferung von Get[illegible] Während einer Polizeikont[illegible] landwirtschaftlicher Betriebe [illegible] de der Bauer Pietro Zanatt[illegible] Haft genommen. Er hatte be[illegible] Getreideablieferung im H[illegible] vorigen Jahres erhebliche Me[illegible] dem allgemeinen Verbrauch [illegible] terschlagen. Das Gericht liess [illegible] ganze in seinem Besitz befindl[illegible] Getreide beschlagnahmen, [illegible] den für den eigenen Verbra[illegible] zugelassenen Teil. Die Familie [illegible] Z. erhält reguläre Lebensmi[illegible] karten, während er selbst [illegible] Arbeitsdienst eingezogen wurde.

Philosophie um einen Ese[illegible]

Philosophus war ein kleiner istrianischer Esel, den ich zu meinem zwölften Geburtstage bekommen hatte. Sein Taufname war eigentlich anders, aber er bekam diesen ehrenvollen Namen, weil er immer in Gedanken vertieft dastand, ein Ohr aufwärts, das andere abwärts — je nach Laune, je nach Gedanken.

Ich konnte in seinen Augen lesen; vielleicht eben, weil ich mich ihm so nahe fühlte, vielleicht aber auch, weil er mir allein seine Gedanken preisgab von wegen der Zuckerstückchen. Er lebt längst nicht mehr. Aber ich erinnere mich noch genau unseres Abschiedes.

Es war ein heisser Septembertag, so ein Tag wie dieser Esel viele erlebt hat auf den steinernen Strassen Istriens, unter der glühenden Sonne, ohne Wasser und ihm die Zunge weit heraush[illegible]ng. Ich kam in seinen Stall, aus dem er schon lange nicht mehr herauskam und erzählte ihm, dass ich es nun doch zuwege gebracht hatte, trotz heftigsten Widerstandes meiner Angehörigen, Philosophie studieren zu dürfen. Seine dunklen Esel-Augen sagten mir: «Zwei Philosophen im Hause sind zu viel; bis jetzt war ich es; von nun an bist Du es. Kurz darauf war er tot. Ich nahm seinen Platz ein; ich trage die Last, bekomme die Hiebe die einst ihm galten; und beim Durchschreiten des Dorfes rufen jetzt mir die Buben, die Dich einst mit Steinen bewarfen, nach: «Philosophus der Esel! Philosophus der Esel!».

Als er zu mir kam, war er nur ein armer grauer wohl aber ein gescheiter Esel.

Es war ein glühheisser Tag. Wir waren beide in der Stadt mit einem kleinen vollgeladenen Wagen, als sich uns plötzlich ein recht komisches Bild an der Riva darbot: Ein mit Melonen vollbeladener Wagen war zusammengebrochen, und die Melonen rollten über den kochendheissen Asphalt. Kinder, sogenannte «Muli», rafften so schnell sie nur konnten, die grünen Kugeln zusammen und entfernten sich mit schadenfrohem Gelächter, das dem Fuhrmann galt. Der fluchte und peitschte die Pferde und wollte überall seine Arme haben. Aus einer St[illegible] senbahn stiegen hilfsbereite M[illegible] schen. Mein Esel aber, der P[illegible] losophus, stand mitten auf [illegible] Geleise, und besah sich die [illegible] ze menschliche Mühe. Der M[illegible] nenwagen wurde wieder auf[illegible] richtet und ein wenig weiter [illegible] schoben. Die Helfer nahmen ih[illegible] Platz auf der Strassenbahn [illegible] der ein, die Strassenbahn läu[illegible] — nur Philosophus bewegte [illegible] nicht. Erst redete ich ihm gut[illegible] dann drohte ich ihm, schlug [illegible] schliesslich flehte ich ihn [illegible] gar an — Philosophus rührte [illegible] nicht. Seine Ohren hingen schl[illegible] herab. Er war wie in ei[illegible] Zustand des Träumens. Als [illegible] Hauen und Schimpfen am [illegible] sich als unnütz erwies, pack[illegible] einige energische Burschen [illegible] Wagen von hinten und setzten [illegible] in Bewegung. Welch ein Wun[illegible] Philosophus trappelte weiter. [illegible] ich ihn zu Hause strafen wo[illegible] meinte er: «Das Gesetz ist gl[illegible] für alle; die Leute sollen e[illegible] einmal merken, wie schwer es [illegible] Esel hat!»

Italo Corne[illegible]

Abschied vom Jungfernstieg Nr. 10

Ein Stück Autobiographie / Von Hans Leip

Hans Leip, der bedeutende Hamburger Romansohriftsteller, der berühmt wurde mit «Godekes Knecht», der nach manchen anderen, kleineren Proben seines ungewöhnlich vielseitigen Talents (jeder kennt seinen Shanty von «Lilly Marleen»,) vor wenigen Jahren einen neuen Roman schuf, eine Geschlechter-Chronik, die wohl in den «ewigen Bestand» unserer Epik eingehen wird, «Das Muschelhorn», gibt uns in diesem schönen Feuilleton ein Stück Lebensrückschau.

Die Schriftleitung

Zehn Jahre habe ich dort gewohnt, 1921-31, Ecke Jungfernstieg und Neuerwall, hoch über dem vornehmsten Hamburger Juwelengeschäft, und dass mir ein solcher glücklicher Unterschlupf zufiel, war so gekommen: Auf einem Musiktee im Atlantic-Hotel, der ausging von jenem Pianohaus, das mein früherer Chorkantor leitete, hatte ich den Juweller kennengelernt: Carl Wilkens, der frisch aus Bremen angelangt war, um die Zweigstelle der väterlichen Firma zu übernehmen. Er war jung wie wir und um vieles begüterter und den Künsten und Musen zugetan, hatte auch, wie ich aus der Liste ersehen, auf einer Ausstellung in den Kammerspielen einen Holzschnitt von mir gekauft. Alexander Friedrich war es, der, dem Herrn schon länger bekannt, mich heranholte, und ich sollte von der «Götzenpauke» berichten, dem herannahenden grossen Künstlerfest, an dessen Gestaltung ich stark beteiligt war. Nun gut, ich verhalf dem munteren massigen Manne zu einem Kostüm und zu jemandem, der es ihm herstellte und — bei ihm blieb. Es war eine unruhige, lebenshungrige Zeit. Meine erste Ehe war in die Brüche gegangen, und ich hatte mich neu verliebt gehabt, über alle Massen und Vernunft und musste es doch lassen, arm und verändelt, wie wir waren, und doch unendlich bereichert. Das Erscheinen des «riesigen rosigen Bremers» war wohl eine gütige Meinung des Schicksals, damit wir nicht gänzlich zu vergehen brauchten in der liebenden, Himmel und Hölle durchwandernden äusseren und inneren Zermahlung; denn als er hinter der Hand vernahm, ich suche ein Atelier an der Alster — noch wollte ich nichts als Maler sein und werden, und ich hatte, weltunkundig, die Direktion des Atlantic schon um Ueberlassung eines geeigneten Raumes gebeten, natürlich vergeblich — liess Herr Wilkens alsbald einen Teil besagten Eckhauses freundlich herrichten, und ich zog dort ein.

Anfangs besass ich nichts als einen Teekessel, einen kleinen Gaskocher und eine Wolldecke und auf der Holzwolle, in der der Gaskocher verpackt gewesen, schlief ich und schlief betört und betrunken von meiner neugewonnenen Einsamkeit in dieser Himmelsecke, nicht, ohne anfangs auch nachts ab und zu aufzuspringen und ans Fenster zu stürzen, den unerhörten Blick zu trinken über der Binnenalster und die Lombardsbrücke und die Aussenalster bis zum Uhlenhorster Fährhaus, dessen Lichter erst spät zu verlöschen pflegten und so weit her bis zu mir, bis auf meine Wand herüber schienen in der Nacht. Bald wuchs mein Hausrat, wie es immer geschieht, wenn man sich danach umsieht. Die Heizung besorgte vorerst ein kleiner eiserner, qualmiger Ofen, und da das Ofenrohr schief, ungeschlacht und hässlich eine halbe Wand entlang lief, führte ich es als schwarzen bewegten Streifen malerisch um das ganze Zimmer und füllte die langen Felder darüber mit einem Fries vagantischer Figuren. Ueber die Tür aber schrieb ich den altbewährten Spruch: Scheu die Reu!, was manche Besucher als «Scher di rut!» zu entziffern vermeinten, und bei dieser Meinung habe ich manche auch gern belassen. Das und die Bemalung der abgetrennten «Tee mit Rum-Ecke» und der gemalte Reigen an der Decke über der selbstgezimmerten Hängelaterne und die zarten Fresken des Schlafraumes, das ging alles schon vor der Zerstörung des Hauses unter, als ich ausgezogen war, um von der Alster an die Elbe überzusiedeln.

Meine Nachfolgerin, pietätlos wie alle Nachfolgerinnen und zudem eine Photographin, liess meine unphotographischen Pinseleien restlos überstreichen. Nun wäre es sowieso dahin wie auch das, was ich in den Geschäftsräumen an die Wände gemalt, zumal in der kleinen Bar, wo in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg das Leben köstlich überschäumte als ein täglich neues Geschenk. Gewiss, die Ausstellung mag dort zeitgebunden gewesen sein, aber sie war als Zeitdokument grossartig und beschwingt. Das Wilkensche Büro war das Schönste und Persönlichste in unserer nüchtern rechnenden, allen Merkwürdigkeiten abholden Stadt.

Und wie oft dort im Hochparterre und gänzlich unhanseatisch war das Geklapper der Schreibmaschinen nach Feierabend abgelöst vom aufreizenden Genäsel des Grammophons und dem bewegten Geschleife der Tanzschritte heiterer Gäste, denen ich nicht faul zugesellt war manche liebe Nacht. Aber mehr als das zog mich die Einsamkeit, zog mich hinauf in meine stille Bude, dem Himmel näher, und der Schall des irdischen Vergnügens stieg sickernd durch die Dielen mir nach, aber ich begann zu schreiben. Waren es bis dahin nur kleine Sachen gewesen, zu raschem Verbrauch und Honorar, jetzt hatte mich ein grösserer Ehrgeiz gepackt, angefacht durch die herablassend wohlwollende Bemerkung einer mir prominenten Malerin, die mir nicht das «Sitzfleisch» zutrauen wollte, das nötig sei, um einen Roman zu schreiben, wie ihr Mann es fertig gebracht. Somit wollte ich es beweisen und mir zugleich ein Ventil gönnen für das, was sich in mir an Erfahrungen anstaut, und schrieb den «Pfuhl», darin alles brandete, was mich bewegte in dem frischen Sturm und Drang der Künste jener Tage, den man als Expressionismus bezeichnet, und ich nannte meine liebe Vaterstadt darin «Mulemutt», und es ist ihre Zerstörung darin schauerlich und absonderlich vorausgeahnt worden. Der Verlag Albert Langen in München nahm das Buch auf Anhieb, jedoch mir genügte es nicht, mein Ueberschwang verlangte nach gewaltigeren Themen, und war es im Pfuhl der Alstersee gewesen und hatte ich ihn verkappt «Hoi» genannt, nunmehr musste es unverkappt das Meer sein und Himmel und Erde im allgemeinen, meine wirbelnden Gesichte zu fassen. Somit entstand «Godekes Knecht», ein Buch, das mir, wenn ich jetzt darin blättere, höchst unheimlich vorkommt und mich damals auch fast aufgefressen hat.

Damals begann Wilkens, gleich mir begeistert von der Schönheit des Alsterblickes, zwei Stockwerke auf meine Wohnung aufzubauen. Es zogen sich dicke Gerüste vor mein Fenster, das einzige meiner Behausung, denn das übrige Geschoss wurde von der Juwelenwerkstatt des Herrn Brandt eingenommen. Ich sass im Halbdunkel und schrieb und schrieb und verdarb mir in jenem Frühling und Sommer die Augen, und die Wasserratten kletterten nachts in mein Fenster, ich lebte wie auf einem Schiff und erschlug manche. Geldlich ging es mir wenig ersprieslich, denn ich hatte alle Berufsverbindungen abgestreift, malte und zeichnete auch nicht mehr, auch keine Plakate für die Hacifa, auch keine Silberwaren- und Edelsteininserate mehr, die mich ab und an ernährt hatten. Ich schrieb mein Manuskript dreimal mit der Hand, damit es endlich richtig werde, und wäre wohl daran zugrunde gegangen, hätte nicht ein gutes Mädchen mir gelegentlich einen kräftigen Topf Wandsbeker Essen gebracht. (Aber nicht nur darum habe ich die freundliche «Wandsbeker Botin» später geheiratet, und sie wurde die liebe Mutter meiner beiden Töchter.) Willy Schultze Berichterstatter eines Berliner Pressverlages (jetzt in Tokio) erzählte mir von dem Romanpreisausschreiben der Kölnischen Zeitung. Heimlich schickte ich mein Manuskript dorthin. (Nachdem ich es der kleinen Szoussi Thiele in die geliehene Maschine diktiert hatte.) Den Durchschlag bekam Albert Langen. Aber Albert Langen lehnte ab. Und die Kölnische liess nichts von sich hören. Und da der weitergeschickte Durchschlag im Rowohlt-Verlag verlorenging, hatte ich nichts von der übermässigen Arbeit als die kaum leserlichen Handschriften, war auch drauf und dran, verzweifelt diese zu vernichten und mit mir selber Schluss zu machen, innerst ausgesogen durch das Buch und völlig mittellos. Da — es war eines düsteren Abends kurz vor Weihnachten 1924 — kam spät ein Telegramm.

Was sollte es anders als Trübes enthalten? Ich wollte die Oeffnung bis zum andern Morgen verschieben, zumal ich nicht allein war. Aber dieses «nicht allein» — meine jetzige Frau — war allzu begierig, das magere Abendbrot und die traurige Stimmung mit der Drahtnachricht, und sei sie wie sie wolle, zu würzen. Und dadurch erfuhren wir im gerade rechten Augenblick von dem ersten Preis, den der «Godeke» bei der Kölnischen errungen hatte.

Zehntausend Mark waren damals viel Geld, und wir wollten gleich damit nach Paris, wo Gott und die Welt dafür zu haben sein sollte, und dem Hauswirt, der schon über mir wohnte, blieb der fröhliche Lärm nicht verborgen, er kam aber nicht mit der angestauten Mieterrechnung, sondern mit einer Flasche Sekt. Später taumelte ich, wieder allein, auf dem nächtig einsamen Jungfernstieg umher und erzählte dem Schupo, der mir als einziger Mensch in den Weg lief, ich sei nun in die deutsche Literatur eingegangen, worauf er mich ansah, als müsse er mich behutsam bedauern.

Nun liegt die treffliche Ecke in Schutt. Schutt bedeckt die unsichtbaren Spuren der vielen Füsse, die dort, berühmt, berüchtigt und harmlos treppauf und ab gestiegen. Welch grossartig tiefe Gespräche sind dort geführt worden, welch heitere Feste gefeiert, welch Unmass an lebensberauschtem Juchhei hatte Platz dort zwischen den bunten Wänden, und wievel verliebte und bedrückte Seufzer hingen dort in den Winkeln! Viele der Namen, die dort geweilt, leuchteten damals und leuchten noch oder leuchten erst jetzt und immer mehr, andere sind vergangen wie dieses Haus. Willy Seidel, H[illegible] Friedrich Blunck, Hans Mu[illegible] Fritz Höger, Ringelnatz, und [illegible] mal sogar Knut Hamsun ha[illegible] vor meiner Tür gestanden, [illegible] ich war nicht da, und viele M[illegible] und Musiker gingen dort aus [illegible] ein und Weise und Narren [illegible] grosse Tänzerinnen: Mary W[illegible] mann, die Palucca, Ursula P[illegible]

Alles vorbei! Ich sah das He[illegible] nach dem zweiten Angriff von w[illegible] tem, als ich mit Flüchtenden ü[illegible] die Lombardsbrücke kam. D[illegible] Aufbau war weggebrannt, es s[illegible] aus wie in den ersten Jahren, [illegible] ich dort wohnte, dort an der H[illegible] melsecke, mein Fensten schien [illegible] fen, und es war, als blicke ich d[illegible] wie einst über die Alster in d[illegible] aufsteigenden Mond.

Als ich wiederkam, waren [illegible] Mauern schon gesprengt. Auf d[illegible] Schuttberg lag unversehrt ei[illegible] der schweren Giebelzierate, ein[illegible] alten ekstatisch bewegten Ma[illegible] darstellend, dem Bildhauer ähn[illegible] lich, und er schien anklagend h[illegible] auszuschreien.

Aber das Leben lebt. Der Ve[illegible] kehr hastet um die zerfallene Ec[illegible] wie je, und die dreimaulige Brück[illegible] ist noch immer der Schemel d[illegible] Weite wie einst. Die Ruinen ab[illegible] der lieben Stadt sehen wie Käfi[illegible] aus, als hätten die Häuser endli[illegible] ihr eigentliches Wesen enthü[illegible] War es hier auch nur ein Käfi[illegible] darin ich gehaust? Fehlt nur no[illegible] zu sagen, wir alle seien Gefange[illegible] in den schönen Käfigen der Zi[illegible] lisation. Es hat heute wenig Sin[illegible] auf Errungenschaften der Mensch[illegible] heit stolz zu sein. Es hat nur Sin[illegible] anständig und aufrecht zu bleib